

## Nr. 863

### Die schlafende Göttin

Jahrtausende sind für sie wie ein Tag – ein Mutant will sie wecken

von H. G. FRANCIS

In den ersten Monaten des Jahres 3586 ist in BARDIOCs Machtbereich die Entscheidung bereits gefallen. Perry Rhodans Gegentraum hat bewirkt, daß die mächtige Superintelligenz, die die Geschicke ganzer Galaxien bestimmte, zu Bardioc geworden ist, einem bloßen Gehirn, das vor den Nachstellungen BULLOCs geschützt werden muß, wenn es nicht umkommen soll.

Perry Rhodan nimmt sich auch prompt Bardioc an. Er veranlaßt den Transport des Gehirns mit der SOL zur Kaiserin von Therm.

Doch zurück in galaktische Bereiche! Hier ist die Umsiedlung des Gros der Menschheit, d. h. die Rückführung der Milliarden Gäaner zur Erde, die längst wieder ihren angestammten Platz im Solssystem eingenommen hat, fast zur Gänze durchgeführt worden.

Anders sieht es jedoch mit den Nachkommen der Menschen aus, die seinerzeit verschleppt oder versprengt wurden, oder die vor den Nachstellungen der Laren und der Überschwernen flüchteten. Ihre Rückkehr geht nur unter großen Schwierigkeiten vor sich und ist längst noch nicht abgeschlossen. Dennoch wird die Erde von Tag zu Tag mehr bevölkert. Ein neues Mitglied dieser Bevölkerung allerdings braucht nicht eigens erst anzusehen, denn es befindet sich, ohne Wissen der übrigen Menschen, bereits seit Jahrtausenden auf Terra.

Es ist Demeter, DIE SCHLAFENDE GÖTTIN ...

*Die Hauptpersonen des Romans:*

*Payne Hamiller - Der Rat für Wissenschaft benimmt sich seltsam.*

*Czerk Matzlew - Ein Archäologe.*

*Demeter - Die schlafende Göttin wird entführt.*

*Boyt Margor - Der Mutant interessiert sich für Demeter.*

*Jandra Kays - Eine junge Frau wird zur Mörderin.*

*Dun Vapido, Bran Howatzer und Eawy ter Gedan - Die Mutanten von Gää auf Margors Spuren.*

1.

Jandra Kays schüttelte den Kopf.

„Das kann nicht Ihr Ernst sein“, sagte sie.

Der dunkelhaarige Mann an ihrer Seite schlug die Akte erneut auf, die er in den Händen trug. Er nickte.

„Doch, doch“, erwiderte er. „Hier steht, daß Sie Anspruch auf dieses Gebiet haben. Entsprechend Ihren Angaben über Ihren Besitz auf Trao.“

Jandra Kays lachte verächtlich.

„Sie scheinen nicht zu wissen, daß mein Vater der reichste Mann von Trao war. Ihm haben Banken, Versicherungen, Fabriken und Ländereien gehört. Und jetzt wollen Sie uns mit diesem kargen Bergland abspeisen, auf dem kaum etwas anderes wächst als verkü-

1

pelte Bäume und Unkraut? Der einzige Vorteil ist, daß dieses Land an den natürlichen Hafen dort unten grenzt.“

Sie zeigte ins Tal hinab, wo in einem Einschnitt ein Zipfel Meer zu sehen war.

„Stimmt, hier gibt es nicht viel“, gestand Host Gordon ein. Er war von der Regierung

ab-gestellt worden, die Verteilung der Besitztümer auf der Erde vorzunehmen. Ratlos suchte er in seiner Akte nach ein paar positiven Punkten, mit denen er Jandra Kays das ihr zuge-teilte Land schmackhaft machen konnte. „Immerhin gibt es unter uns in den Felsen Was-serkavernen, die nutzbar gemacht werden können. Sie sind also nicht auf kostspielige Entsalzungsanlagen angewiesen, sondern können das Wasser direkt aus den Kavernen beziehen, falls Sie vorhaben sollten, ein industrielles Projekt in dieser Gegend aufzubau-en.“

Jandra Kays strich sich eine blonde Locke aus der Stirn. Sie blickte zu den Tempelanla-gen hinüber, die sich etwa fünfhundert Meter von ihr entfernt an den Berghang schmie-g-ten. Weiß leuchteten die Säulen im Licht der hochstehenden Sonne.

„Ein industrielles Projekt in dieser Gegend?“ Jandra lachte erneut. „Glauben Sie wirklich, daß so etwas überhaupt möglich wäre - direkt neben einer solchen Tempelanlage? Wie heißt sie doch?“

„Dies ist Delphi“, antwortete der Beamte. „Haben Sie schon einmal etwas vorn Orakel von Delphi gehört?“

„Noch nie“, erwiderte sie. „Was soll das sein?“

„Es heißt, daß vor Tausenden von Jahren die alten Griechen sich hier die Zukunft haben voraussagen lassen. Es soll Fälle gegeben haben, in denen sich das Schicksal ganzer Völker durch das Orakel entschieden hat.“

Jandra Kays war von dieser Eröffnung nicht besonders beeindruckt. Ihre Antworten hat-ten einen ironischen Unterton, der Host Gordon verunsicherte. Dabei war Jandra Kays so attraktiv, daß er sich gern näher mit ihr beschäftigt hätte. Zwischen ihnen erhob sich je-doch eine unsichtbare Mauer, die er nicht überwinden konnte. Er bekam nicht den Kontakt mit ihr, den er sich wünschte.

„Dann lassen Sie sich mal orakeln, daß hier nie ein Industriekomplex unter der Führung meines Vaters entstehen wird“, erklärte sie. „Und unter meiner schon gar nicht.“ Sie blickte ihn spöttisch an. „Ich kann Ihnen nur raten, die Computerberechnungen noch einmal über-prüfen zu lassen. Was Ihr überaus kluges Positronenhirn da ausgetüftelt hat, ist absoluter Unsinn.“

„Also gut“, sagte er ärgerlich. „Ich werde es überprüfen lassen. Bis dahin sollten Sie ...“

Jandra Kays kümmerte sich nicht um ihn, sondern entfernte sich über den staubigen Felspfad. Spärliche Reste von Asphalt ließen erkennen, daß hier vor langer Zeit einmal eine schmale Straße gewesen war. Jandra vermutete, daß Touristen auf ihr zu den alten Tempelanlagen gefahren waren.

Im Grunde genommen waren ihr die zerfallenen Bauten egal. Doch sie sagte sich, daß es nicht schaden konnte, wenn sie sie sich einmal ansah, da sie nun einmal hier in der Gegend war.

Host Gordon folgte ihr nicht. Sie war froh darüber. Sie mochte die Art nicht, mit der er versuchte, sich bei ihr einzuschmeicheln.

Sie kletterte über einige Felsbrocken hinweg, die von den Gipfeln der Berge herabge-stürzt waren und nun den Weg versperrten. Dann betrat sie die Marmorblöcke der Tempelanlage, die teilweise restauriert worden war. Für sie war es nicht überraschend, daß die ausgebesserten Teile die schweren Erschütterungen am besten überstanden hatten, de-nen die Erde bei ihrer Rückkehr ins heimatliche Sonnensystem unterworfen gewesen war.

2

Ein wenig ratlos betrachtete sie die noch erhaltenen Bauten. Sie konnte sich nicht vorstellen, wie es hier ausgesehen hatte, als jene längst vergangenen Griechen sich Rat im

Orakel geholt hatten.

Sie sah sich um und stellte fest, daß Host Gordon noch immer dort stand, wo sie mit ihm gesprochen hatte. Er konnte sie nicht hören.

„Ihr Götter von Delphi!“ rief sie übermütig. „Habt ihr nicht auch einen Rat für mich? Hört ihr mich? Man will uns dieses Land andrehen, mit dem wir nichts anfangen können. Was sagt ihr dazu?“

Sie stieß einen Stein mit dem Fuß über eine Felskante und bückte ihm nach, wie er durch den rötlichen Staub rollte. Eine Eidechse flüchtete vor ihm unter ein Grasbüschel.

„Warum schweigt ihr denn, ihr Götter von Delphi? Ich bin nicht auf der Erde geboren, sondern auf Trao. Habt ihr schon mal was von Trao gehört? Das ist ziemlich weit weg von hier. Daher weiß ich nichts von euch.“

Der Boden unter ihren Füßen erzitterte. Jandra war, als ob sie ein leises Raunen hörte. Bestürzt blieb sie stehen, und ein kalter Schauer rann ihr über den Rücken.

Deutlich spürte sie, daß etwas nach ihr griff. Es war fremd und fern, unwirklich und nicht faßbar, und doch war es da. Aus einem Spalt im felsigen Boden kräuselte feiner Rauch. Jandra erwartete, daß der Wind ihn vertreiben würde, doch das war nicht der Fall. Es schien, als sei der Rauch von eigenständigem Leben erfüllt.

Das Mädchen wollte zurücktreten, weil es sich instinktiv davor fürchtete, mit dem Rauch in Berührung zu kommen. Es gelang ihr nicht. Lahmte etwas ihre Beine? Oder fesselte etwas ihre Füße an den Boden, so daß sie sie nicht heben konnte?

Sie konnte es nicht unterscheiden.

Panik kam in ihr auf. Sie blickte sich hilfesuchend um, doch da war niemand, der ihr zur Hilfe hätte kommen können. Host Gordon war verschwunden. Sie war allein in der Tem-pelanlage. Steil stiegen die mit grünem Krüppelholz bewachsenen Hänge zu ihren Seiten auf. Hoch über ihr kreiste ein Adler.

Jandra Kays glaubte, eine Stimme zu hören.

Sie drehte sich hin und her, soweit sie konnte, ohne die Füße vom Boden zu lösen, doch sie sah niemanden. Das Wispern blieb.

Jandra ließ sich sinken, bis ihre Knie den Felsen berührten. Der Rauch, der aus dem Felsspalt stieg, kräuselte sich um ihre Stirn.

Jetzt wurde die Stimme lauter. Sie schien direkt aus den Felsen zu kommen. Jandra neigte den Kopf noch weiter, bis sie glaubte, die Worte verstehen zu können.

„*Wenn der Schrein sich öffnet*“, raunte es, „*beginnt der Fall eines Mächtigen.*“

Sie richtete sich ruckartig auf. Plötzlich fühlte sie sich frei. Leichtfüßig eilte sie über die Felsen bis hin zu den Säulenresten des Tholos. Hier blieb sie stehen und blickte zu den Ruinen des Haupttempels zurück, in denen sie glaubte, jene Worte gehört zu haben.

Sie war grenzenlos verwirrt. Sie fühlte sich in eine unwirkliche Welt versetzt, die nichts mehr mit der Realität zu tun hatte, in der sie bisher gelebt hatte.

Befand sie sich wirklich in der Region Phokis, die ihrem Vater und ihr als Ausgleich für die auf Trao erlittenen Verluste zugewiesen werden sollte? Wo war Host Gordon, der Re-gierungsbeamte? Er konnte sie doch nicht in dieser Wildnis allein lassen.

Jandra blickte sich verstört um. Die Landschaft sah friedlich aus. Doch sie fühlte sich nicht sicher. Sie kam von Trao, einer Welt, auf der es geradezu selbstmörderisch gewesen war, sich allein und unbewaffnet in die Wildnis zu wagen.

Jandra schüttelte die Furcht ab. Sie schalt sich eine Närrin und kehrte, von Neugier ge-trieben, zu dem Spalt zurück, aus dem sich noch immer feiner Rauch kräuselte.

Je näher sie kam, desto deutlicher vermeinte sie, eine wispernde Stimme zu vernehmen. Sie lockte sie mit unwiderstehlicher Gewalt an. Sie spürte, daß sie die

Kontrolle über sich

3

mehr und mehr verlor, doch sie konnte nicht umkehren. Schritt für Schritt trat sie an den aufsteigenden Rauch heran, bis dieser ihre Beine berührte. Jandra fühlte, daß sich etwas veränderte.

Sie hörte die Stimme nicht mehr. Der Rauch versiegte.

In ihr war etwas, das sich rücksichtslos ausbreitete und ihr eigenes Bewußtsein hinweg-fegte.

Host Gordon blickte sie überrascht an, als er sie etwa zehn Minuten später sah. Er hatte sich etwa zweihundert Meter weit zurückgezogen. Er saß auf einem verwitterten Marmor-block neben dem Gleiter, mit dem sie gekommen waren.

Ihm fiel sofort auf, daß sie verändert aussah. Ihr Gesicht erschien ihm härter, ihre Bewegungen wirkten eckiger und weniger weiblich als zuvor, und ihr Auftreten verriet eine Überlegenheit, die zuvor nicht vorhanden gewesen war.

„Nun?“ fragte er unsicher. „Wie gefallen Ihnen die Tempelanlagen?“

„Übertreiben Sie nicht“, wies sie ihn zurecht. „Diese kümmerlichen Ruinen kann man wohl kaum als Anlagen bezeichnen. Wer ist dafür verantwortlich, daß Delphi so zerfallen ist?“

„Nun, ich nehme an, die Zeit“, erwiderte er.

„Trottel“, sagte sie und stieg in den Gleiter. „Fliegen Sie los.“

Host Gordon erbleichte. Erbittert preßte er die Lippen aufeinander. Er stieg ein und startete.

„Nach Athen?“ fragte er.

„Unsinn. Nach Kreta“, befahl sie.

„Das geht nicht“, entgegnete er bedauernd. „Miß Kays, ich bin kein Transportunternehmer, sondern Regierungsbeamter. Ich kann Sie nach Athen mitnehmen, wenn Sie wollen. Dort können Sie sich einen Taxigleiter nehmen.“

Sie fuhr herum und blickte ihn mit blitzenden Augen an.

„Ich bin es nicht gewohnt, daß man mir Widerstand leistet“, erklärte sie zornig. „Außerdem bin ich nicht Miß Kays, sondern Perse. Hoffentlich vergessen Sie das nicht.“

Host Gordon schluckte und suchte nach Worten. Unsicher blickte er sie an.

Zum ersten Mal fiel ihm auf, daß sie ein fast griechisches Profil besaß. Ihre Nase war lang und gerade. Zwischen ihr und der wohlgeformten Stirn gab es fast keinen Absatz.

Jandra schien ihn nicht mehr zu sehen. Ihre Lippen bewegten sich, als ob sie mit sich selbst spreche.

Jandra Kays, so meinte Host Gordon, hatte den Verstand verloren.

\*

Payne Hamiller machte sich Vorwürfe. Er war sich dessen bewußt, daß er falsch und un-verantwortlich gehandelt hatte.

Er befand sich in einem Dienstgleiter auf dem Flug nach Kreta. Unter ihm dehnte sich das Meer. Es leuchtete in einem ungewöhnlich intensiven Blau. Hamiller beobachtete einige Männer, die von einem Gleiter aus auf Großfischjagd gingen. Die Maschine trieb dicht über den Wellen dahin. Der Terranische Rat für Wissenschaften konnte deutlich zwei Thune erkennen, die dem Kunstköder folgten. Für einige Sekunden ließ er sich von dem Schauspiel einfangen, dann kehrten seine Gedanken wieder zu Czerk Matzlew zurück.

Er war auf dem Weg zu dem Archäologen, der auf Kreta einen überraschenden Fund gemacht hatte.

Warum hatte er es nicht geschafft, das zu tun, was seine Pflicht war? Warum war es ihm nicht gelungen, sich gegen Boyt Margor zu behaupten, obwohl er es immer wieder versucht hatte?

4

Er wußte, daß es seine Pflicht gewesen wäre, die anderen Mitglieder der Regierung über den Fund von Kreta zu informieren. Er hatte aber die Nachricht für sich behalten, weil Boyt Margor es ihm befohlen hatte.

Payne Hamiller hatte die BASIS verlassen. Er hatte vorgegeben, noch eine Routineuntersuchung durchführen zu müssen. Glücklicherweise hatte ihn niemand allzu eingehend darüber befragt, wie diese Untersuchung aussah. Er wußte nicht, was er hätte sagen sollen, wenn man ihn in die Enge getrieben hätte.

Er war sich jedoch völlig darüber klar, daß er Hilfe benötigte. Allzu sehr war er von Boyt Margor abhängig. Wenn dieser in seiner unmittelbaren Nähe war, bemerkte er davon so gut wie nichts. Dann trat sein eigener Wille so weit zurück, daß er sich seines eigenen Willens nicht mehr bewußt war. Dann tat er, was Boyt Margor wollte. Manchmal schien es, als ob er sogar so dachte wie Margor. Wenn er aber weit von diesem entfernt war, so wie bei seinem Flug nach Kreta, dann regte sich in ihm ein Schuldgefühl, und der Wunsch, Widerstand zu leisten, wurde größer.

Hamiller hätte die Pläne des Albinos gern durchkreuzt. Jedes Mal, wenn er es versuchte, erhob sich jedoch eine Barriere in ihm, die ihn daran hinderte, sich gegen Margor zu wenden.

Hamiller fühlte sich eingeschlossen. Er kam sich vor wie ein Blinder, der versuchte, aus einem gut gesicherten Gefängnis auszubrechen.

Der Gleiter flog über die weißen Häuser von Heraklion hinweg und näherte sich der Ausgrabungsstätte, die sich weiter im Innern der Insel befand. Er verdrängte die Gedanken an Boyt Margor und konzentrierte sich ganz auf den Archäologen Czerk Matzlew. Dieser hatte von einer ungewöhnlichen Entdeckung gesprochen, diese jedoch nicht näher definiert, so daß der Terranische Rat für Wissenschaften nicht wußte, was ihn erwartete.

Er landete auf einem markierten Parkplatz am Rand der Ausgrabungsstätte. Matzlew und seine Assistenten kamen aus den Zelten hervor, in denen sie untergebracht waren.

Matzlew war ein noch junger Wissenschaftler. Er näherte sich dem Gleiter, um Hamiller zu empfangen. Er fühlte sich dem Terranischen Rat für Wissenschaften verpflichtet, weil Hamiller ihm auf unbürokratische Weise geholfen hatte, seine Arbeiten durchzuführen. Er hatte dunkle Haare und forschende Augen, die erkennen ließen, daß Matzlew von uner-sättlichem Wissensdurst getrieben wurde.

Lächelnd stieg Payne Hamiller aus.

„Sie haben mich neugierig gemacht“, sagte er und streckte dem Archäologen die Hand entgegen. „Gibt es tatsächlich in Ihrer Disziplin noch Entdeckungen von so großer Bedeutung, daß ein Mann Ihres Ranges sich nicht mehr als geheimnisvolle Andeutungen entlocken läßt?“

Czerk Matzlew lachte.

„Warum lassen Sie sich nicht überraschen?“

Payne Hamiller fühlte sich frei. Er war völlig entspannt. Die Gedanken an Boyt Margor waren vergessen.

„Da haben Sie recht“, entgegnete er. „Warum eigentlich nicht?“

Hamiller blickte sich um. Die Assistenten und Assistentinnen des Archäologen bildeten einen Kreis um sie und hörten zu. Im Hintergrund standen einige Männer, die bewaffnet

waren. Sie waren dunkelhaarig und sonnengebräunt.

„Wer sind die Männer dort drüben?“ fragte der Terranische Rat.

Matzlew verzog das Gesicht.

„Sie sind von Staphros Pastulopulos abgestellt worden. Das ist der örtliche Kulturbeamte von Kreta. Ein Mann, der sich gern aufspielt, und der alles versucht, unsere Arbeiten zu behindern. Er ist der Meinung, wir sollten uns darauf konzentrieren, die Relikte der alten Griechen zu restaurieren, anstatt nach Zeichen von noch älteren Kulturen zu suchen.“

5

„Ich werde die Männer wegschicken“, beschloß Hamiller. Er ging zu den Bewaffneten hin, die ihn als Mitglied der Regierung erkannten.

„Matzlew und seine Helfer genießen mein volles Vertrauen“, sagte er. „Gehen Sie nach Hause und melden Sie Pastulopulos, daß er Matzlew in Ruhe lassen soll. Wenn er hier weiterhin stört, werde ich ihn in die Sahara versetzen lassen. Dort gibt es Felszeichnungen aus der Steinzeit, die er meinerwegen bewachen kann. Verstanden?“

Die Wachen salutierten und wandten sich grinsend ab. Sie schienen erfreut darüber zu sein, daß der Kulturbeamte von Kreta einen Verweis bekam. Hamiller blickte ihnen nach, bis sie in einen Gleiter gestiegen und gestartet waren.

Danach kehrte er zu Matzlew zurück, der ihn an einer Marmortreppe erwartete, die unter einen der freigelegten antiken Tempel führte.

„Ich gehe voraus“, sagte der Archäologe und stieg die Treppe hinunter. Hamiller folgte ihm in die kühlen Räume unter dem Tempel. Der Archäologe führte ihn zu einer quadratischen Öffnung, an deren Seiten zwei Antigravprojektoren standen. Er ließ sich im abwärts gepolten Feld nach unten sinken.

In dem Steingewölbe, das von hell strahlenden Platten beleuchtet wurde, war es angenehm kühl. Hamiller sah sorgfältig behauene Steinquader, wie er sie von anderen Kulturstätten aus dem Mittelmeerraum auch kannte. Das alles war nichts, was dazu berechnete, den Terranischen Rat für Wissenschaften über Tausende von Kilometern hinweg herbeizurufen.

Dem wissenschaftlich geschulten Auge Hamillers entging nicht, daß Matzlew mit seinem Team modernstes Gerät eingesetzt hatte. Damit hatte er diese Anlagen nicht nur freigelegt, sondern auch gesäubert und zugleich konserviert.

„Wer weiß sonst noch von dem Fund?“ fragte Hamiller den Archäologen.

Dieser blieb unter einem Steinbogen stehen, der mit einem bronzenen Löwenkopf verziert war. Er blickte Hamiller überrascht an.

„Natürlich niemand“, entgegnete er. „Sie haben mir die Anweisung gegeben, nicht darüber zu sprechen.“

„Ich weiß. Sie haben sich also daran gehalten?“

„Das war selbstverständlich.“

Payne Hamiller lächelte begütigend und gab dem Archäologen mit einer Geste zu verstehen, daß er weitergehen sollte.

„So selbstverständlich ist das auch wieder nicht“, sagte er. „Auf der Erde herrschen zur Zeit noch chaotische Zustände. Milliarden von Menschen versuchen sich einzurichten. Jeder wittert in diesen Tagen die große Chance auf schnellen Gewinn. Man kennt das aus der Geschichte. In solchen Situationen gibt es zahllose Menschen, die alles auf eine Karte setzen, um ihr Glück zu machen, wie es so schön heißt.“

„Ich verstehe nicht, was Sie damit sagen wollen“, entgegnete Matzlew. „Ich bin mit meiner Arbeit vollauf zufrieden.“

„Ich habe mich ungeschickt ausgedrückt. Verzeihen Sie. Natürlich meinte ich nicht Sie. Ich meinte Reporter und Journalisten, die nur auf eine Sensation warten, wie diese vielleicht eine ist, um sich dadurch einen Namen zu machen. Wer es schafft, in diesen Tagen das große Geschäft zu machen, kann mit dem verdienten Geld seine eigene Presseinstitution errichten und damit die Basis für einen weiteren Aufbau schaffen. Presseleute wären daher für Sie und Ihre Arbeit außerordentlich gefährlich. Sie könnten in ihrer Rücksichtslosigkeit alles zerstören.“

„Ich habe die Presse nicht informiert“, betonte Matzlew, „weil ich mir darüber klar bin, was das für unsere Arbeit bedeuten würde.“

6

Hamiller merkte, daß er sich in seinem Eifer zu weit vorgewagt hatte. Er räusperte sich und schwieg. Dabei versuchte er, sich klarzumachen, warum es ihm so wichtig war, daß niemand etwas erfuhr.

*Boyt Margor!*

Der Name kam wie ein Schrei in ihm auf. Schlagartig war es mit seiner guten Laune vorbei. Hamiller wollte den Namen laut aussprechen. Er konnte es nicht. Ein paar unverständliche Laute kamen über seine Lippen.

Czerk Matzlew blieb stehen und blickte ihn verwundert an.

„Ist Ihnen nicht gut?“ fragte er.

„Doch, doch“, entgegnete Hamiller. „Es geht schon.“

Durch ein weiteres Steintor gelangten sie zu einer Treppe. Diese war jedoch zur Überraschung Hamillers nicht aus Stein. Sie bestand aus einem rötlich schimmernden Metall, wie er es noch niemals zuvor gesehen hatte. Auch die Wände waren aus diesem Material. In der Decke schimmerten bizarre Muster aus verschiedenen farbigen Teilen, die mosaikartig zusammengesetzt waren.

Matzlew strich mit den Fingern über das Deckenmaterial.

„Ich vermute, daß diese Elemente früher den Treppenabgang beleuchtet haben“, erklärte er.

„Dies sieht alles modern und fast neu aus“, sagte Hamiller verblüfft. „Wenn der Staub nicht wäre, könnte man meinen, die Anlage wäre erst vor einigen Jahren errichtet worden. Man sieht keine Schäden. Nicht einmal haarfeine Risse sind vorhanden, wie sie eigentlich angesichts der vergangenen Zeit selbstverständlich sein müßten.“

Er blickte den Archäologen an.

„Vergangene Zeit“, wiederholte er nachdenklich. „Warten Sie. Die Tempelanlagen der alten Griechen sind wenigstens 3600 Jahre alt, wahrscheinlich sogar 4000 Jahre.“

„Ich möchte nicht voreilig sein“, sagte Matzlew zögernd. „Und ich möchte mich auch nicht festlegen, bevor ich nicht eine exakte Altersbestimmung nach der Methode des radioaktiven Verfalls vorgenommen habe. Dennoch möchte ich sagen, daß Sie gut und gern noch zweitausend Jahre hinzugeben können.“

„Dann kämen wir auf sechstausend Jahre?“

„Mit Vorbehalt“, entgegnete der Archäologe lächelnd. „Es spricht eine ganze Menge dafür, daß es so ist. Dennoch ist ein Irrtum nicht ausgeschlossen.“

Matzlew legte die Hand gegen die Stahlwandung.

„Ich will es vorwegnehmen“, sagte er. „Wir befinden uns vor einem ausgedehnten Hallenkomplex. Für uns ist klar, daß diese Anlage schon zu der Zeit, als sie errichtet worden ist, unter der Erde angelegt worden ist.“

„Das ist bemerkenswert. Sie ist also nicht verschüttet worden?“

„Nein, die Erbauer haben sich in die Tiefe gegraben und dort den Hallenkomplex

angelegt.“

„Das muß einen Grund gehabt haben“, sagte Hamiller.

„Vermutlich wollte man sich verstecken“, antwortete Matzlew. Er schlug mit der Hand gegen die Stahlwandung. „Dabei war dieses Versteck für die damaligen Zivilisationen überhaupt nicht zu knacken. Dieser Stahl ist hochbeständig und terkonitähnlich. Der Schmelzpunkt liegt allerdings wesentlich niedriger. Er liegt bei etwa 9200 Grad Celsius. Die Legierung ist weder von den Lemurern noch von ihren mehr und mehr degenerieren-den Nachfahren erzeugt worden. Sie ist fremd und auf der Erde ungebräuchlich.“

„Moment“, sagte Hamiller überrascht. „Sind Sie sicher, daß er nicht von den Lemurern hergestellt worden ist?“

7

„Mit den Lemurern und ihrer Technik kennen wir uns bestens aus“, wehrte Matzlew ab. „Es gibt keinen Zweifel, daß sie damit nichts zu tun haben. Dieser Stahl ist das Erzeugnis einer Zivilisation, die wir noch nicht kennen.“

Matzlew ging einige Stufen der Treppe hinunter und blieb bei einer Nische stehen. In dieser lagen verschiedene Gegenstände, die wie Präzisionsinstrumente aussahen. Der Archäologe nahm ein Objekt auf und drehte es zwischen den Fingern.

„Sehen Sie her“, bat er. „Dies ist ein hyperphysikalisches Rechenggerät, das nicht mehr funktioniert, weil die sich zersetzenden Energiekammern das Innere zerstört haben. Den-noch konnten wir eindeutig ermitteln, wozu es diente. Ebenso eindeutig fanden wir aber auch heraus, daß es auf keinen Fall auf der Erde hergestellt worden sein kann.“

Er blickte Hamiller an.

„Diese Dinge sind außerirdischen Ursprungs.“

„Zweifelsohne eine Sensation“, gab der Terranische Rat für Wissenschaften zu. „Ist das aber schon alles?“

„Keineswegs“, entgegnete Matzlew lächelnd. „Zu der Sensation kommen wir gleich. Nur noch ein paar Schritte, dann werden Ihnen die Augen übergehen.“

2.

„Hoppla“, sagte Eawy ter Gedan. „Da wäre beinahe etwas passiert.“

Sie erhob sich aus dem Sessel, in dem sie gesessen hatte und blickte sich in der Wohnung um, die sie mit Dun Vapido und Bran Howatzer teilte. Die beiden Männer befanden sich im Nebenraum, wo Vapido, der PSI-Analytiker, damit beschäftigt war, eine Wand des Wohnraums zu bemalen. Der meist verschlossene Mann bewies eine erstaunliche Phan-tasie und ein überraschendes Farbengefühl.

„Was ist los?“ fragte Bran Howatzer. Er war der älteste der drei Gää-Mutanten. Sein grobporiges Gesicht rötete sich, da er glaubte, das Relais werde etwas über Boyt Margor berichten. Er haßte Margor und war entschlossen, ihn bei der ersten sich bietenden Gele-genheit zu töten. Dieses Ziel sah er vermutlich wesentlich klarer als Eawy ter Gedan und Dun Vapido, die Boyt Margor zwar auch erbittert bekämpften, aber ihre Auseinanderset-zung mit ihm noch nicht bis zur letzten Konsequenz durchdacht hatten.

„Hamiller wird Terrania City verlassen und nach Kreta fliegen“, erklärte das Relais. Eawy ter Gedan war erst 18 Jahre alt. Dennoch wußte sie sehr gut, was sie von Boyt Margor zu halten hatte. Sie war ein auffallend schönes Mädchen mit dem Gesichtsschnitt einer Eura-sierin. Mit ihren ungewöhnlichen Fähigkeiten war sie für die kleine Gruppe der Mutanten besonders wichtig. Sie konnte mit reiner Geisteskraft alle Funksendungen empfangen und größtenteils auswerten, solange diese Sendungen



nicht an Kabel gebunden waren. Ihre Aufgabe war es, Hamiller mit diesen geistigen Fähigkeiten zu überwachen. Die Mutanten wußten, daß Hamiller von Boyt Margor abhängig war, und sie hofften, durch ihn zu Margor geführt zu werden.

„Nach Kreta?“ fragte Dun Vapido und ließ den Pinsel sinken. „Was will er da? Fliegt er etwa der Ausgrabungen wegen dorthin?“

„Ich glaube ja“, antwortete Eawy. „Ich weiß es nicht genau. Das ist es ja gerade. Ich ha-be wohl für einen Moment nicht aufgepaßt. Deshalb habe ich nur einen Teil des Gesprächs erwischt.“

Dun Vapido kam zu dem Mädchen. Er lächelte begütigend.

„Macht nichts“, sagte er. „Hauptsache ist, daß wir wissen, wohin er geflogen ist. Ich wür-de vorschlagen, daß wir ihm folgen. Wir müssen wissen, was er da auf Kreta zu tun hat.“

„Unsere Warnung scheint nicht gewirkt zu haben“, bemerkte Bran Howatzer unzufrieden. „Es hätte doch etwas passieren müssen.“

8

„Wir dürfen nicht ungeduldig sein“, entgegnete das Mädchen. „Wer sagt denn, daß Julian Tifflo sofort reagiert? Vielleicht läßt er Hamiller beobachten, um Beweise zu sammeln? Vielleicht setzt er Mutanten auf ihn an.“

„Die Mutanten richten bei Hamiller überhaupt nichts aus“, erklärte Dun Vapido. „Boyt Margor weiß genau, daß er niemanden mehr zu fürchten hat als die PEW-Mutanten. Des-halb hat er bei Payne Hamiller einen parapsychischen Block errichtet, der ihn gegen die PEW-Mutanten schützt. Soviel Voraussicht müssen wir Margor schon zutrauen.“

„Lassen wir das“, schlug Bran Howatzer vor. „Wir sind uns über diese Dinge im Grunde genommen längst einig. Wie steht es mit unseren Finanzen?“

„Schlecht“, antwortete Dun Vapido trübsinnig. Er hatte ein langes Gesicht mit einem brei-ten Kinn, einer kräftigen Nase und schmalen Lippen. Die dunklen Augen lagen tief in den Höhlen und wurden durch besonders dichte Augenbrauen beschattet.

Dun Vapido war ein PSI-Analytiker, der die Gabe hatte, aus wenigen Hinweisen exakte Rückschlüsse auf die Hintergrundereignisse ziehen zu können. Er hatte ein Gedächtnis, mit dem er die anderen immer wieder verblüffte. Jetzt schien er darunter zu leiden, daß seine besonderen Fähigkeiten ihm zugleich auch deutlich machten, welche Konsequenzen ihre finanziellen Schwierigkeiten hatten.

„Wenn nicht bald etwas geschieht, müssen wir die Jagd auf Boyt Margor zumindest vo-rübergehend einstellen und arbeiten. Wir brauchen Geld.“

„Haben wir denn wenigstens noch soviel, daß wir einen Ferngleiter nach Kreta nehmen können?“ fragte Howatzer.

Vapido schüttelte den Kopf.

„Selbst wenn wir sämtliche Kreditmöglichkeiten ausschöpfen, die wir noch haben, reicht es gerade noch für zwei Tassen Kaffee, die wir uns dann teilen müssen“, erklärte er.

„Ach, du meine Güte“, sagte Eawy ter Gedan seufzend. Sie ließ sich in einen Sessel sin-ken. „Da verläßt man sich auf zwei ausgewachsene Mannsbilder, und was passiert? Der eine bemalt die Wände, und der andere sitzt den ganzen Tag vor dem Fernseher und sieht sich Filme über die Erde an.“

„Ich habe nicht mehr als eine halbe Stunde vor dem Gerät gesessen“, protestierte Bran Howatzer.

„Wir können leider nicht kontrollieren, ob du wirklich Hamiller überwacht hast“, stellte

Dun Vapido trübsinnig fest. „Wahrscheinlich hast du Fernsehbilder empfangen, während wir glaubten, daß du hart arbeitest.“

Eawy ter Gedan lachte.

„Was streiten wir uns?“ fragte sie erheitert. „Wie wäre es, wenn wir mal überlegten, wie wir zu Geld kommen?“

„Ich hätte schon eine Idee“, entgegnete Bran Howatzer.

„Laß hören“, forderte Vapido.

„Als ich vor dem Fernseher saß, habe ich mich keineswegs nur unterhalten lassen. Es interessiert mich nun mal, wie es draußen aussieht. Ich muß sagen - chaotisch“, führte der Pastsensor aus. „Leider gibt es eine Reihe von kriminellen Elementen, die diese Situation ausnützen. Während die Regierung sich die allergrößte Mühe gibt, Ordnung zu schaffen, machen Kriminelle ihre Geschäfte. Lagerhäuser werden geplündert, Luxusgüter werden gestohlen und Computerprogramme ausgetauscht oder verfälscht. Diese Elemente, die sich mit Computern befassen, richten den größten Schaden an.“

„Verständlich“, bemerkte Dun Vapido.

„Ich habe vorhin gehört, daß eine Gruppe von Computerspezialisten versucht hat, sich einen neuentstandenen Industriekomplex im Wert von mehr als siebenhundert Millionen anzueignen. Experten der Regierung vertraten die Ansicht, daß dieser gigantische Diebstahl vielleicht erst nach Monaten oder Jahren bemerkt worden wäre. Die Diebe hätten in

9

der Zwischenzeit aber den größten Teil der Vermögenswerte durch weitere Computermanipulationen verschwinden lassen können. Dann wäre alles zu spät gewesen.“

„Ich hoffe, du willst uns nicht vorschlagen, daß wir die Kreditcomputer manipulieren sollen“, sagte Eawy ter Gedan.

„Natürlich nicht“, wehrte Howatzer entsetzt ab. „Ich meine etwas ganz anderes. Wir müßten uns mit einem der vielen Verwaltungsgebäude in Terrania-City befassen. Vielleicht könnten wir vorher ein wenig bei der Polizei herumhorchen. Falls irgendwo ein Verdacht besteht, könnten wir gezielter vorgehen.“

„Aha, ich verstehe“, sagte Eawy. „Du meinst, wir sollen Computerkriminelle aufspüren und anzeigen, um dann dafür eine Prämie zu fordern?“

„Genau das“, bestätigte der Pastsensor. „Die Belohnung dafür wäre vermutlich so hoch, daß wir für einige Jahre keine finanziellen Sorgen mehr hätten.“

„Wir haben keinerlei Anhaltspunkte“, wandte Dun Vapido ein. „Wir wissen nicht, wo wir anfangen sollen und wo wir Verdächtige finden. Wir würden Wochen, wenn nicht Monate benötigen, jemanden zu überführen. Bis dahin ist Hamiller uns entwischt. Wir brauchen heute noch Geld. Später können wir uns mit deinem Vorschlag befassen, Bran, jetzt haben wir dazu keine Zeit.“

„Moment“, sagte Eawy ter Gedan, „ein Fall wäre da aber doch.“

„Wieso?“ fragte Howatzer. „Wie kommst du darauf?“

„Ich habe von einem Fall von Wettbetrug gehört. Es ging um den Dagor-Kämpfer Hao Viet Tan, der heute Abend hier in Terrania City kämpfen soll. Einer der Reporter hat behauptet, der Kampf, bei dem es um die Terra-Meisterschaft geht, sei schon jetzt entschieden.“

„Ach“, sagte Bran Howatzer. „Das hast du gehört?“

„Allerdings.“

„Aha, und ich dachte, du überwachst Hamiller! Tatsächlich aber hast du dich in das

zwei-te Programm von Terrania-Vision eingeschaltet.“

Eawy ter Gedan errötete. Erst jetzt merkte sie, daß sie sich selbst verraten hatte.

„Aber nur ganz kurz“, beeilte sie sich zu beteuern.

„Schon gut“, sagte Dun Vapido beruhigend. „Welche Vorstellungen hast du?“

„Ich könnte das Videogerät des Managers von Hao Viet Tan überwachen. Vielleicht spricht er über die Äußerung im Fernsehen und macht eine Bemerkung, die wir auswerten können.“

„Das ist immerhin eine Chance“, sagte Bran Howatzer. „Wir werden sie nutzen. Wir brauchen dringend Geld, vergessen wir das nicht.“

„Wieso haben wir eigentlich kein Geld mehr?“ fragte Vapido. „Ich erinnere mich daran, daß wir vor einigen Tagen noch mit unserem Kontostand zufrieden waren.“

„Ich habe versäumt, euch zu sagen, daß wir eine Organisationsabgabe zu leisten hatten“, gestand Eawy ter Gedan. „Sie betrifft alle, die sich auf der Erde ansiedeln. Außerdem sind die Sozialabgaben abgebucht worden.“

„Es hat keinen Sinn, wenn wir uns streiten“, sagte Howatzer, bevor Dun Vapido die Mutantin angreifen konnte. „Wir fliegen zu dem Haus, in dem dieser Manager residiert. Dann werden wir ja sehen, ob sich etwas machen läßt. Reicht dazu unser Geld noch aus?“

„Wir müssen zu Fuß gehen“, antwortete Eawy. „Aber es ist nicht weit. Wir schaffen es in zwanzig Minuten.“

„Man könnte zum Weiberfeind werden“, sagte Dun Vapido murrend. „Aber was hilft's. Kommt.“

Eawy ter Gedan hatte sich geirrt. Sie und ihre beiden Begleiter benötigten dreißig Minuten bis zu einem Hochhaus, das in der Nähe einer Sportarena errichtet worden war. Große Teile des Hauses waren noch versiegelt und durften nicht betreten werden. Eawy und ihre

10

beiden Begleiter nahmen in einem Automatenrestaurant dicht unter dem Dach Platz und bestellten sich von ihrem letzten Geld zwei Tassen Kaffee. Während Bran Howatzer und Dun Vapido die Aussicht über Terrania-City genossen, lehnte sich die Mutantin auf ihrem Stuhl zurück, schloß die Augen und konzentrierte sich auf den Videoanschluß des Dagor-Managers. Sie kannte die Anschlußnummer und hatte daher keine große Mühe, ihn zu finden. Dabei half ihr der Manager selbst, als er ein kurzes Gespräch führte.

Danach hieß es warten.

Dun Vapido und Bran Howatzer hatten Mühe, ihre Ungeduld nicht zu zeigen. Sie wußten, daß der Abstand zwischen ihnen und Hamiller von Minute zu Minute größer wurde.

Drei Stunden verstrichen. Dann gab das Relais ihnen ein Zeichen.

„Er spricht mit jemandem“, flüsterte sie, ohne die Augen zu öffnen. Howatzer und Vapido beobachteten sie gespannt.

Einige Minuten verstrichen, dann richtete sich das Mädchen aufatmend auf. Enttäuscht blickte es auf

die beiden leeren Kaffeetassen.

„Der Durst war zu groß“, entschuldigte Dun Vapido sich.

„Erzähle“, bat Howatzer. „Haben wir eine Chance?“

„Und ob“, sagte Eawy ter Gedan triumphierend. „Wir sind auf eine ganz üble Geschichte gestoßen. Der Fernsehreporter hatte recht, aber er hat keine Ahnung davon, was wirklich alles dahinter steckt.“

„Nun rede schon“, drängte Howatzer.

„Also. Hört zu. Manager Grosvenor hat den Gegner von Hao Viet Tan massiv unter Druck gesetzt. Er zahlt ihm eine Summe von 60.000 Solar, wenn er den Kampf verliert. Ha Tro, das ist der Gegner von Hao Viet Tan, hat sich zunächst geweigert. Grosvenor hat jedoch den Sohn von Ha Tro irgendwo in Terrania-City versteckt. Er hat Ha Tro gedroht, daß er seinen Sohn nicht wiedersehen werde, wenn er nicht pariert. Außerdem wird ein Helfer Ha Tro die Droge FMTR-4 mit einem Getränk verabreichen, um seinen Widerstand und seine Kampfkraft herabzusetzen. Grosvenor hat ihm versprochen, daß es zu einem Revanchekampf im nächsten Jahr kommen wird und daß er ihn in einer Reihe von ande-ren Kämpfen aufbauen wird. Ha Tro ist offensichtlich der bessere Kämpfer. Die Wetten stehen 8:3 für ihn.“

„Das lobe ich mir“, sagte Dun Vapido anerkennend. „Damit können wir etwas anfangen. Bran, du solltest den sauberen Grosvenor überwachen. Wenn du in seiner Erinnerung herumkramst, findest du vielleicht heraus, wo der Sohn von Ha Tro versteckt ist.“

„Genau das habe ich vor“, erwiderte der Pastsensor. „Ich gehe jede Wette ein, daß wir einen dicken Gewinn einstreichen können, wenn wir das Komplott noch vor dem Kampf aufdecken.“

Voller Eifer verließ Bran Howatzer das Restaurant. Er sank im Antigravschacht nach unten bis vor das Büro des Managers. Er drückte den Türmelder. Ein schwächlicher Mann mit dunklen Haaren und scharf blickenden Augen öffnete ihm.

„Sind Sie der Manager von Hao Viet Tan?“ fragte er.

„Allerdings“, antwortete Grosvenor. „Was wollen Sie?“

„Ich will ein Interview“, erklärte Bran Howatzer, während er sich parapsychisch auf den Mann einpeilte, um sich später besser auf ihn konzentrieren zu können, wenn er ihn nicht mehr vor sich hatte.

„Sie sind wohl verrückt geworden?“ entgegnete der Manager. „So kurz vor dem Kampf?“

Er trat zurück und schloß die Tür. Bran Howatzer lächelte still. Er kehrte in die Wohnung zurück, die er mit Vapido und Eawy teilte, setzte sich in einen Sessel und konzentrierte sich auf Grosvenor. Schon eine halbe Stunde später wußte er, wo das gesuchte Kind versteckt wurde.

11

„Ihr werdet es nicht glauben“, rief er. „Das Kind befindet sich hier im Haus. Ich habe es überprüft. Ich hatte Kontakt mit dem Jungen. Die Eindrücke von seiner Entführung stimmen mit denen von Grosvenor überein.“

„Also gut“, sagte Dun Vapido. „Dann wird es Zeit, daß wir zur Polizei gehen.“

Die drei Mutanten verließen die Wohnung. Sie fanden in der Nähe eine Polizeistation, in der sich ein Polizist aufhielt. Er war dabei, die robotischen Einrichtungen zu programmieren.

Eawy ter Gedan gab sich als Detektivin aus.

Vier Stunden später hielt sie triumphierend eine Kreditkarte in die Höhe.

„Wir haben immerhin 5000 Solar auf dem Konto“, verkündete sie. „Damit können wir uns eine Weile über Wasser halten.“

„Wir wollen keine Zeit verlieren“, bemerkte Dun Vapido. „Wir sollten sofort starten.“

„Ich habe bereits einen Gleiter bestellt“, erklärte das Mädchen.

Als sie etwas mehr als zwei Stunden unterwegs waren, schaltete Eawy ter Gedan das Videogerät ein.

„Der Kampf beginnt“, sagte sie. „Jetzt wird es hart für Hao Viet Tan.“

Auf dem Bildschirm erschienen die beiden Kämpfer, die hautenge, blaue Kombinationen trugen. Sie verneigten sich vor den Zuschauern. Ein Reporter informierte darüber, daß etwa fünfzig Millionen Menschen diese Sendung verfolgten.

Der Kampf begann, und schon in den ersten Sekunden wurde deutlich, daß Ha Tro sei-nen ganzen Zorn abreagierte. Er war seinem Gegner weit überlegen, schien jedoch nicht bereit zu sein, den Kampf schnell zu beenden.

„Ha Tro führt die Prügelstrafe wieder ein“, bemerkte Dun Vapido.

\*

Zur gleichen Zeit drangen Payne Hamiller und Czerk Matzlew tiefer in die Anlagen auf Kreta ein.

Das Unbehagen Hamillers wuchs von Schritt zu Schritt.

„Zunächst haben wir mit speziellen Ortungsgeräten und dem Verfahren der Schichten-aufnahme die Schrifftafeln entdeckt“, berichtete der Archäologe, während sie sich einem mit schillernden Steinen verzierten Schott näherten. „Danach haben wir einen riesigen Hallenkomplex geortet.“

Als er sich dem Schott bis auf zwei Schritte genähert hatte, glitt es zur Seite. Matzlew trat auf einen Vorsprung hinaus, der sich in einer Höhe von etwa zweihundert Meter über einem Hallenboden befand, von dem sich zahlreiche Maschinen von fremdartiger Kon-struktion erhoben. Hamiller erkannte auf den ersten Blick, daß sie extraterrestrischen Ur-sprungs waren.

„Jene, die diesen Hallenkomplex errichtet haben, waren den wieder primitiv gewordenen Nachfahren der Lemurer weit überlegen“, stellte Matzlew fest. „Daran gibt es keinen Zwei-fel.“

Er trat über die Kante des Vorsprungs hinaus und verharrte schwebend in der Luft. Er lächelte Hamiller zu.

„Sie können getrost zu mir kommen“, fuhr er freundlich fort. „Eine vollautomatische Anla-ge nimmt sich unser an und bringt uns sicher nach unten.“

Hamiller blickte zur Decke hoch, die sich blau und glatt über ihnen wölbte. Nirgendwo waren technische Einrichtungen zu sehen, die darauf schließen ließen, daß eine An-tigravsteuerung vorlag. Er trat über die Kante hinaus und fühlte sich von einer unsichtba-ren Kraft erfaßt. Der Wunsch, nach unten getragen zu werden, kam in ihm auf.

12

„Genau das dachte ich auch“, sagte Matzlew, als sie plötzlich absanken. „Unser unsicht-barer positronischer Helfer reagiert auf unsere Gedanken.“

„Ich frage mich, warum die Erbauer dieser Halle sich scheuten, ihre Anlagen oben zu bauen?“

„Die Antwort liegt auf der Hand“, entgegnete Matzlew. „Das lemurische Großreich war zu dem Zeitpunkt, als diese Halle gebaut wurde, längst vergangen. Die Erste Menschheit war bis auf wenige hunderttausend Heimattreue oder Vergessene in den Raum geflohen. Auch das Atlantis des Kristallprinzen Atlan existierte nicht mehr. Die Lösung zeigt sich ihnen gleich. Sie ist in der Zeit zu suchen, in der... aber sehen Sie selbst.“

Sie hatten den Boden der Halle erreicht. Jetzt sah Hamiller, daß nicht nur Maschinen in der Halle standen. Es waren auch einige Statuen vorhanden, die nach offenbar humanoi-den Vorbildern gefertigt worden waren.

Czerk Matzlew führte den Terranischen Rat für Wissenschaften zu einem Kuppelbau mit-ten in der Halle. Als sie sich diesem bis auf wenige Schritte genähert hatten, schob sich die silbern schimmernde Metallfolie der Kuppel langsam nach oben hin zusammen.

Darunter wurde ein transparenter Schrein sichtbar, in dem eine nur spärlich bekleidete weibliche Gestalt lag.

Payne Hamiller blieb überrascht stehen.

Die Frauengestalt wurde aus unsichtbarer Quelle beleuchtet.

„Was sagen Sie jetzt?“ fragte Matzlew.

Hamiller war wie betäubt. Er trat näher an den Schrein heran und blickte auf die Frau herab. Sie hatte eine bronzefarbene Haut und ein klassisch schönes Gesicht, das in seiner Gelöstheit fast heiter wirkte. Langes Silberhaar umsäumte das Gesicht.

Hamiller hatte den Eindruck, die Frau werde schon im nächsten Augenblick die Augen aufschlagen und ihn ansehen.

„Haben Sie eine Vermutung, wer das sein könnte?“ fragte Hamiller.

„Allerdings“, antwortete Matzlew. „Wir glauben, daß dies Demeter ist, die Fruchtbarkeitsgöttin der Griechen.“

\*

Bestürzt erkannte Payne Hamiller, daß Boyt Margor richtig vermutet hatte.

In der Halle der Demeter schien wirklich ein Schatz von unermesslichem Wert und ein Schlüssel zur Macht zu liegen.

*Du darfst Margor nicht informieren!* durchfuhr es ihn.

Hamiller war sich darüber klar, daß er sich an einem entscheidenden Punkt seines Lebens befand. Er wußte aber auch, daß es nicht in erster Linie um ihn ging, sondern um Boyt Margor.

Der Mutant durfte auf keinen Fall erfahren, welchen Fund Matzlew gemacht hatte, denn mit Demeters Hilfe konnte Margor den Durchbruch zur Macht schaffen. Vielleicht konnte ihn niemand mehr aufhalten, wenn er Demeter auf seine Seite gebracht hatte.

Demeter erschien dem Terranischen Rat für Wissenschaften als außerordentlich attraktive Frau mit stark ausgeprägten weiblichen Attributen. Dem äußeren Anschein nach konnte sie nicht älter als etwa 27 Jahre sein.

„Wie kommen Sie darauf, daß dies Demeter ist?“ fragte Hamiller. „Haben Sie einen klaren Beweis für Ihre Annahme?“

„Sehen Sie selbst“, bat der Archäologe.

Er führte Hamiller einige Schritte zur Seite zu einer in der Halle errichteten, etwa drei Meter hohen Wand aus Marmor. Bronzene Gestalten waren in den Stein eingelassen. Sie

13

erinnerten in ihrer Stilrichtung deutlich an die künstlerischen Werke aus dem antiken Griechenland.

Matzlew wies bei diesen Darstellungen, die verschiedene Tempelszenen zeigten, auf eine Frau hin, die jeweils im Mittelpunkt stand.

„Und hier die Schrift“, erklärte er und strich mit den Fingern über eingemeißelte Buchstaben. Er ging von Darstellung zu Darstellung und deutete dabei jedes Mal auf ein Wort.

„Überall steht Demeter“, erläuterte er. „Sehen Sie die Ähnlichkeit der bildlichen Darstellung mit ihr? Für mich besteht kein Zweifel, daß es wirklich Demeter ist, die griechische Göttin des Ackerbaus und der Fruchtbarkeit, die Mutter der Erde. Sie repräsentierte den wohl mächtigsten Kult im alten Griechenland.“

„Demeter war also eine Außerirdische“, sagte Hamiller sinnend. „Wer hätte das gedacht!“

„Sie war vermutlich Angehörige - vielleicht sogar die Leiterin - einer extraterrestrischen

Expedition. Sie muß die arkonidische Großmacht gekannt haben, vielleicht auch die ako-nische Machtballung im Blauen System“, erklärte der Archäologe.

„Natürlich“, entgegnete Hamiller. „Das wäre ein triftiger und zugleich plausibler Grund da-für, daß sie sich scheute, ihre hochtechnifizierten Bauwerke oberirdisch anzulegen. Sie ging in die Tiefe und wurde zur präminoischen Göttin, nachdem ihre Expedition auf der Erde gescheitert war.“

„So muß es gewesen sein“, bestätigte Matzlew. „Sie hat wahrscheinlich für wenigstens 6000 Jahre die Geschicke der wechselhaften kretischen Völker bestimmt. Sie muß also biologisch unsterblich gewesen sein.“

Er blickte Hamiller fragend an und bemerkte, daß dieser zustimmend nickte. Er fuhr fort: „Sie ging sogar noch in die Kulturen der frühen Griechen und in die der kleinasiatischen Völker ein. Nur so ist erklärbar, daß der Begriff Demeter in der griechischen Mythologie aufgetaucht ist.“

„Und was schließen Sie daraus?“ fragte Hamiller, obwohl er bereits ahnte, was der Archäologe sagen würde.

„Daraus läßt sich ableiten, wann diese Halle ungefähr gebaut worden ist“, führte Matzlew aus. „Es war etwa 42.000 Jahre nach Lemuria und knapp 1800 Jahre nach Atlantis. Die Druufwelle war schon über die Erde hinweggefegt. Das bedeutet, daß diese Halle mit all ihren Nebenkplexen etwa 8000 vor Christi entstanden sein muß.“

„Die Macht der Fremden war vermutlich dennoch gering, da ihnen das wirkliche Macht-mittel, ein Raumschiff, fehlte. Und Demeter wurde zur Göttin, ohne einen Weg zu finden, zu ihrer Heimatwelt zurückzukehren.“

Payne Hamiller umrundete den Schrein, um Demeter von allen Seiten zu betrachten. Ih-re Schönheit schlug ihn in ihren Bann. Er zweifelte daran, daß Demeter noch lebte.

Ihm war klar, daß die Göttin nach einer aktiven Lebenszeit von etwa sechstausend Jah-ren die Hoffnung aufgegeben hatte, in absehbarer Zeit zu einem Raumschiff zu kommen. Sie hatte beschlossen, die Zeit zu verschlafen, die noch verstreichen würde, bis auf der Erde Raumschiffe gebaut wurden.

Der Schrein war als Teil einer kompakten, aber außerordentlich leistungsfähigen techni-schen Anlage anzusehen. Er war eine Hochenergie-Konservierungskammer für das darin eingelagerte Zellgut. Hamiller durchschaute die wissenschaftlichen Aspekte der Einrich-tung nahezu vollkommen.

Es genügte ja nicht, den Zellverband am Leben zu erhalten und den Grundumsatz auf ein gerade noch vertretbares Minimum zu verringern. Der Körper mußte medizinisch stän-dig versorgt und entgiftet werden. Selbst bei einem kaum noch meßbaren Stoffwechsel traten im Lauf der Jahrhunderte Abfallprodukte auf, die aus dem Körper entfernt werden mußten. Gelenke und Muskulatur mußten fortwährend versorgt werden, damit es in ihnen

14

nicht zu Kalkablagerungen kam, die im Lauf der Zeit zu einer vollständigen Versteifung führen würden.

Auch das Gehirn mußte beschäftigt werden. Durch eine ununterbrochene Überwachung und Stimulation, die - wie Hamiller vermutete - psitronisch vorgenommen wurde, bewahrte das Erhaltungssystem die geistige Leistungsfähigkeit. Diese positronische Aktivität, die zu traumähnlichen Erlebnissen mit damit zusammenhängenden Konzentrationsübungen führ-te, sorgte dafür, daß das Hirn ein Pseudoleben führte und auf diese Weise vor einer Ver-kümmern bewahrt wurde.

Damit war jedoch nur ein Teil der Maßnahmen umrissen, die von dem Lebenserhal-

tungssystem durchgeführt werden mußten, ohne daß dazu eine äußerlich sichtbare Maschinerie mit entsprechender Verkabelung und an die Haut gehefteten Sensoren notwendig gewesen wäre.

Hamiller ging davon aus, daß dieses System sich unter dem sargähnlichen Schrein im Boden verbarg.

„Was sollen wir tun?“ fragte Czerk Matzlew. „Sollen wir den Schrein öffnen, oder sollen wir die Halle wieder verschließen und Demeter weiterhin schlafen lassen?“

Payne Hamiller blickte ihn an, als erwache er soeben aus einem tiefen Schlaf.

„Ich kann jetzt verstehen, daß Sie diesen Fund als Sensation ansehen“, sagte er.

Hamiller fuhr sich mit der Hand über die Augen. Er fühlte sich plötzlich müde und erschlagen.

„Entschuldigen Sie“, sagte Matzlew. „Sollen wir Demeter wecken, oder werden wir die Halle wieder schließen?“

„Ich habe Ihre Frage gehört“, entgegnete Hamiller gereizt. „Verstehen Sie bitte, daß ich das nicht sofort entscheiden kann. Die Halle wieder zu verschließen, ist nicht möglich. Es gibt schon zu viele Zeugen, die wissen, was hier unten ist. Irgend jemand würde die Presse informieren, und bald würde sich die Nachricht über die ganze Welt verbreiten. Nein, wir können diesen Fund nicht geheim halten. Und die Gefahr, daß sich Unbefugte an dem Schrein zu schaffen machen, ist zu groß.“

„Dann kann ich die Presse informieren?“

„Vorläufig noch nicht“, erwiderte der Terranische Rat für Wissenschaften. „Wir wollen zumindest versuchen, diesen Fund noch für einige Tage vor der Öffentlichkeit zu bewahren, um ihn in Ruhe zu untersuchen. Inzwischen werde ich Gelegenheit haben, mit den anderen Mitgliedern der Regierung zu sprechen. Ich will nicht allein entscheiden, was mit Demeter zu geschehen hat. Diese Frau ist nicht nur geheimnisvoll, sie könnte auch gefährlich sein.“

„Sie wird froh und glücklich sein, in einer Zivilisation aufzuwachen, die ihr die Möglichkeit gibt, mit einem Raumschiff die Heimreise anzutreten.“

„Es gibt eine Reihe Argumente dafür, sie aufzuwecken, und nicht weniger dagegen. Vorläufig bleibt der Fund geheim. Ich werde mit Ihren Mitarbeitern sprechen“, entschied Hamiller. „In ein oder zwei Tagen sehen wir weiter. Ich werde nach Terrania-City zurückkehren und die Regierung unterrichten. Sie erhalten dann von mir Bescheid.“

Er ging zu der Stelle, an der sie heruntergekommen waren. Als Matzlew neben ihm stand, schaltete sich der Antigrav ein und transportierte sie sanft nach oben.

3.

Payne Hamiller war fest entschlossen, Boyt Margor nicht über Demeter zu informieren.

Als er im Zentrum von Athen landete und in eine Taverne am Rand der Altstadt ging, überlegte er die nächsten Schritte, die er tun mußte. Er konnte nicht umhin, die Regierung zu unterrichten. Er sagte sich sogar, daß dies der einzig gangbare Weg war, Boyt Margor

15

von der Fundstätte fernzuhalten. Je früher Julian Tifflor Bescheid wußte, desto schwieriger wurde es naturgemäß für den Mutanten, sich Demeter zu nähern.

Ein alter Mann bediente in der Taverne, in der es nur einige wacklige Stühle, primitive Holztische und ein paar Holzfässer mit Wein gab. Der Wein war stark geharzt. Hamiller fand den Geschmack dennoch akzeptabel.

Sinnend blickte er den Alten an, der auf einem Hocker an der Tür Platz genommen hatte und jegliches Interesse an ihm verloren zu haben schien.



„Haben Sie ein Videogerät?“ fragte der Wissenschaftler.

Der Alte schüttelte den Kopf.

„In Ihrem Gleiter ist eines“, entgegnete er mürrisch. „Benutzen Sie das.“

Hamiller seufzte. Er trank das Glas aus und ließ sich nachreichen. Er wunderte sich dar-über, daß er erleichtert über die abweisende Antwort des Wirtes war.

Gab es etwas, das wichtiger für ihn war, als Tifflor zu benachrichtigen?

Boyt Margor!

Er hätte schreien mögen. Der Name verursachte Übelkeit in ihm. Hamiller wußte, daß er von dem Mutanten abhängig war. Er wußte, daß er sich nicht von ihm lösen konnte und daß er nicht mehr frei war.

Nur ein einziges Mal mußte er ihm widerstehen, um aus diesem Widerstand Kraft für seinen Kampf gegen Margor schöpfen zu können.

Hamiller verkrampfte die Hände ineinander.

*Warum stehe ich nicht auf und rufe Tifflor an?*

Er durfte nicht schweigen. Czerk Matzlew würde sich an Tifflor wenden, wenn nicht innerhalb der nächsten Stunden etwas geschah.

Payne Hamiller hatte das Gefühl, vor einem Abgrund zu stehen und eine Hand im Rücken zu fühlen, die ihn unerbittlich vorantrieb.

Vergeblich zermartete er sich das Hirn bei dem Bemühen, einen Ausweg zu finden. Je-des Mal, wenn er sich einer Lösung näherte, senkte sich etwas auf ihn herab und hinderte ihn daran, weiterzudenken.

Hamiller sprang auf und verließ die Taverne, nachdem er den Wein bezahlt hatte. Er lief durch die menschenleeren Straßen von Athen, bis sich die Dunkelheit herabsenkte.

Dann plötzlich stand er vor einer grün gespritzten Tür und legte seine Hand gegen einen Kontaktknopf. Kaum hatte er diesen berührt, als die Hand zurückzuckte. Ihm war, als habe er einen elektrischen Schlag erhalten.

Verwirrt blickte er auf die Tür und auf das Haus.

Er fragte sich, was er hier wollte. In dieser Gegend Athens war er noch nicht gewesen. Er kannte die Straße nicht, und er hatte den Namen nie gehört, der an der Tür stand. An einigen verkrüppelten Kiefern vorbei konnte er die Akropolis von Athen sehen. Sie war nicht weit entfernt. Also hielt er sich noch immer in der Nähe der Altstadt auf.

Er erinnerte sich daran, davon gehört zu haben, daß Boyt Margor einen Stützpunkt am Rand der Plaka gehabt hatte.

Hielt Margor sich in diesem Haus auf?

Panische Angst stieg in Hamiller auf. Er wollte sich abwenden und fliehen, doch seine Füße schienen mit dem Stein des Bürgersteigs verschweißt zu sein. Er konnte sie nicht heben.

Er hörte Schritte, die sich der Tür näherten. Sein Mund öffnete sich. Er wollte schreien. Er wußte genau, daß Boyt Margor gleich vor ihm stehen würde, und er war sich klar darüber, daß er ihm alles verraten würde.

Payne Hamiller versuchte mit aller Gewalt, sich herumzuwerfen und sich von der Stelle zu lösen. Schweiß brach ihm aus. Er stöhnte laut auf - und blieb doch stehen.

Die Tür öffnete sich.

16

Mit einem lebenswürdigen Lächeln trat Boyt Margor auf die Straße heraus.

Seine Haut war weiß und durchscheinend wie bei einem echten Albino. Das Licht der Sonne, die schon fast unter dem Horizont versunken war, fiel auf sein Haar und schuf tür-kisfarbene Reflexe, die dazu einen eigentümlich metallischen Glanz hatten.

In seinen nachtblauen Augen lag eine unausgesprochene Frage.

„Wir haben Demeter gefunden“, sprudelte es aus Payne Hamiller heraus.

„Kommen Sie herein, Payne“, sagte Margor sanft. „Ich möchte alles wissen.“

\*

Host Gordon landete vor einem langgestreckten Gebäude am Rand von Athen, nachdem er einen blauen Knopf am Armaturen Brett mehrmals gedrückt hatte.

Die schöne Frau an seiner Seite beachtete diese Maßnahme nicht. Sie blickte ihn zornig an.

„Dies ist nicht Kreta“, sagte sie. „Ich hatte Ihnen befohlen, mich nach Kreta zu bringen.“

Es waren die ersten Worte, die seit ihrem Start in Delphi über ihre Lippen kamen. Bis dahin hatte sie beharrlich geschwiegen.

Drei stämmige Männer in grünen Leinenanzügen kamen auf den Gleiter zu.

„Bitte, steigen Sie aus“, sagte der Regierungsbeamte. „Diese Männer werden Sie nach Kreta bringen.“

Jandra Kays öffnete die Tür und stieg aus dem Gleiter. Lächelnd gingen sie den Männern entgegen. Host Gordon gab ihnen verstohlen ein Zeichen.

Die Krankenwärter packten Jandra an den Armen.

„Ganz ruhig“, sagte einer von ihnen. „Bleiben Sie ganz ruhig.“

Jandra begriff. Mit einer geschickten Bewegung ließ sie sich fallen und drehte sich gleichzeitig um ihre Längsachse, wobei sie den Mann zu ihrer Rechten mit den Beinen aushebelte und den anderen über ihre Schulter hinwegriß. Die beiden Wärter schlugen mit den Köpfen zusammen, während das Mädchen sich auf den dritten Mann warf und ihn mit einer Handkantenkombination fällte.

Dann wirbelte sie herum und blickte Host Gordon mit blitzenden Augen an. Der Regierungsbeamte startete. Der Gleiter stieg steil auf. Jandra sprang. Sie krallte ihre Finger um eine kufenartige Ausbuchtung unter der Seitentür und hielt sich fest, als die Maschine weiter an Höhe gewann.

Host Gordon hatte nichts bemerkt. Er war froh, daß die unheimliche Frau nicht mehr neben ihm saß.

Als er etwas zweitausend Meter hoch war, änderte er den Kurs und flog nach Norden. Heftiges Klopfen machte ihn aufmerksam. Zunächst glaubte er nicht, daß an der Maschine irgend etwas nicht in Ordnung war, dann aber merkte er, daß die Geräusche aus dem Fußraum kamen. Er blickte nach unten, sah aber nichts Auffälliges.

Das Klopfen blieb.

Gordon verzögerte und ließ die Fensterscheibe in die Tür sinken. Jetzt vernahm er deutlich Schreie.

Bestürzt blickte er zum Fenster hinaus und sah Jandra Kays, die am Gleiter hing. Ihr Gesicht war bleich und von der Anstrengung entstellt.

In seinem ersten Schrecken streckte er die Hand nach dem Mädchen aus, fuhr dann jedoch zurück, als er sich dessen bewußt wurde, daß er sie so nicht bergen konnte.

„Warten Sie“, rief er. „Ich lande.“

„Nein“, schrie sie keuchend. „So lange kann ich mich nicht mehr halten. Öffnen Sie die Tür.“

17

Sie machte einen verängstigten, aber sonst normalen Eindruck auf ihn. Gordon stieß die Tür auf und beugte sich nach unten. Er streckte Jandra eine Hand entgegen. Sie ergriff sie und versuchte, sich hochzuziehen, schaffte es jedoch allein nicht.

„Helfen Sie mir“, forderte sie. „Schnell.“

Es schien, als würde sie seinen Händen entgleiten. Host Gordon klammerte sich mit der rechten Hand an den Sitz und zog das Mädchen mit der anderen Hand höher, bis sie die untere Kante der Türöffnung erreichte. Er blickte an ihr vorbei. Sie befanden sich über Eu-böa. Die Gipfel der Berge lagen etwa 1400 Meter unter ihnen. Gordon spürte, daß ihm unwohl war. Er hatte das Gefühl, in die Tiefe gerissen zu werden.

Keuchend und ächzend zog er Jandra Kays höher, rutschte schließlich zur Seite und half ihr in die Kabine.

„Miß Kays“, sagte er erschöpft. „Wie konnten Sie nur so etwas tun?“

Sie blickte ihn an, als habe er den Verstand verloren.

„Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß ich nicht Miß Kays bin“, erklärte sie zornig. „Ich bin Perse. Merken Sie sich das.“

„Ist schon gut“, entgegnete er besänftigend. „Entschuldigen Sie. Ich habe mich versprochen.“

„Sie wollten mich töten.“

„Natürlich nicht, Perse. Ich wußte ja nicht, daß Sie da unten am Gleiter hängen.“

Ihre Hände fuhren vor und umklammerten seinen Hals. Entsetzt versuchte er, sie abzuwehren, doch ihr Angriff war so energisch, daß er unterlag.

Host Gordon kam noch einmal kurz zu sich, als er sich etwa einhundert Meter über den felsigen Berggipfeln befand. Er fiel mit rasender Geschwindigkeit auf die Felsen zu.

Hoch über ihm drehte der Gleiter ab und flog nach Süden - in Richtung Kreta.

Aber das begriff der Regierungsbeamte schon nicht mehr.

\*

Czerk Matzlew war überrascht, daß Payne Hamiller so schnell zurückkehrte.

„Ich habe erst in einigen Tagen mit Ihnen gerechnet“, sagte er, als der Terranische Rat für Wissenschaften mit seinem Gleiter landete.

„Wir hatten eine Blitzkonferenz“, antwortete Hamiller. Er war mit Matzlew allein. Die Assistenten des Archäologen arbeiteten in der unterirdischen Anlage der Demeter oder in ihren Zelten. Einer von ihnen hatte Matzlew darüber informiert, daß Hamiller sich per Video angekündigt hatte.

„Darf ich fragen, wie das Ergebnis war?“ Die beiden Männer gingen wie selbstverständlich zu dem Abgang, der in die Halle der Demeter führte.

„Vorläufig muß der Fund geheim bleiben“, antwortete Hamiller. „Sie werden also schweigen.“

Hamiller blieb stehen und sah sich um. Zwischen den Zelten war eine langgestreckte Kuppel aufgebaut worden. Ein Schild wies darauf hin, daß sie als Laboratorium diene.

„Demeter ist unbedingt zu sichern“, fuhr Hamiller fort. „Deshalb wird sie mit dem Schrein nach Südafrika gebracht.“

Czerk Matzlew schöpfte keinen Verdacht. Payne Hamiller war Angehöriger der gewählten Regierung der Liga Freier Terraner. Wenn er erklärte, Demeter solle aufgrund eines Regierungsbeschlusses aus der Halle entfernt werden, dann mußte er annehmen, daß Hamiller die Wahrheit sagte.

„In der Nähe von Durban befindet sich eine große wissenschaftliche Forschungsstation, die jetzt wieder in Betrieb genommen werden soll. Mein Ministerium führt diese Anlage, die

wie keine andere dazu geeignet ist, alles zu untersuchen, was mit Demeter zusammenhängt.“

Das entsprach nicht ganz den Tatsachen. Payne Hamiller hatte die ursprünglich private Forschungsstätte durch ministeriellen Beschluß in Beschlag genommen. Da der Eigentümer der Anlage sich noch nicht gemeldet hatte, hatte niemand Einspruch erhoben.

„Wir sind inzwischen ein gutes Stück weitergekommen“, berichtete Matzlew, der durch-aus nicht damit einverstanden war, daß die Forschungsarbeiten verlagert wurden. Er fürchtete, daß man ihm Demeter aus den Händen nehmen würde. Er ließ sich jedoch seinen Unmut nicht anmerken.

„Berichten Sie“, bat Hamiller, während sie in den Gang schritten, der zu den unterirdischen Anlagen führte.

„Wir wissen, daß das Erhaltungsfeld der Demeter tatsächlich positronisch gesteuert wird. Wahrscheinlich haben wir keine Möglichkeiten, den Schrein zu öffnen. Das müßte durch einen von außen kommenden Impuls geschehen, der den Willen Demeters anspricht und bei ihr einen Erweckungsimpuls auslöst.“

„Dann wäre Demeter vollkommen sicher im Schrein?“

„Ziemlich sicher“, korrigierte Matzlew. „Wenn wir den Schrein öffnen würden, dann würden wir nicht nur Normalenergien freisetzen, sondern auch solche des übergeordneten Raumes. Darüber hinaus aber spielen vermutlich auch n-dimensionale Zeitfaktoren auf psionischer Ebene eine Rolle. Sie machen alles noch viel komplizierter.“

Hamiller blieb stehen. Er krauste die Stirn.

„Moment“, sagte er. „Wollen Sie damit andeuten, daß der Schrein nicht nur eine rein technische Angelegenheit ist, sondern n-dimensional-verbundpsionisch ist?“

Matzlew blickte den Terranischen Rat für Wissenschaften an. Er hatte nicht damit gerechnet, daß Hamiller die Zusammenhänge derart schnell und präzise erfassen würde. Sein Respekt vor Hamiller wuchs.

„Das wollte ich damit andeuten“, erwiderte er und fügte hastig hinzu: „Das ist aber vorläufig noch eine Theorie, die noch nicht in allen Punkten bewiesen ist.“

„Ich verstehe“, bemerkte Hamiller nachdenklich. „Das würde dann bedeuten, daß ein Zeitfeld die Aufgabe übernommen hat, den Zeitfaktor von fast 5000 Jahren Schlaf bis auf wenige Stunden schrumpfen zu lassen.“

Sie hatten den Vorsprung erreicht, von dem aus sie mit Hilfe von Antigravfeldern nach unten getragen wurden. Hamiller trat über die Kante hinaus. Er blickte Matzlew an.

„Die Anlage scheint also recht umfangreich zu sein“, stellte er fest, während er zusammen mit dem Archäologen nach unten sank. „Läßt sie sich aus dem Boden herauslösen und abtransportieren?“

„Ich glaube - ja“, antwortete Matzlew zögernd.

Hamiller lächelte.

„Ihnen ist es natürlich nicht recht, daß Demeter weggebracht wird“, stellte er fest. „Finden Sie sich damit ab. Wir müssen sie in Sicherheit bringen. Außerdem haben Sie ja noch ein ausgedehntes Forschungsfeld in dieser Halle. Ich schätze, daß Sie noch einige Jahre lang zu tun haben werden, bis Sie alles erfaßt haben, was vorhanden ist.“

Matzlew erleichte. Nichts interessierte ihn mehr als Demeter. Er konnte nichts gegen die Worte Hamillers sagen, denn dieser hatte recht. Als Archäologe hatte er tatsächlich genügend damit zu tun, die Anlagen in der Halle zu untersuchen. Demeter war jedoch der sensationellste Fund, den er je gemacht hatte, und es schmerzte ihn, daß man ihm ausge-rechnet diesen wegnehmen wollte.

„Bitte, Sir“, sagte er mit schwankender Stimme. „Ich würde gern an der Erforschung des Schreins weiterarbeiten.“

Hamiller lächelte begütigend.

19

„Das ist Sache der Positronik-Ingenieure und Hyperphysiker. Auch die Mutanten werden sich wegen der psionischen Energien mit dem Schrein zu befassen haben. Was jetzt kommt, Matzlew, das geht über das Fachwissen Ihrer Disziplin weit hinaus. Das müssen Sie verstehen.“

Matzlew senkte den Kopf. Er wußte, daß Hamiller wiederum recht hatte.

„Sie können sich darauf verlassen, daß wir Sie laufend informieren werden. Selbstverständlich werden Sie sofort hinzugezogen, wenn es etwas gibt, was für Sie als Archäologe von Interesse ist.“

Czerk Matzlew wandte sich verbittert ab und ging zum Schrein mit der schlafenden De-meter. Es gab nichts mehr zu sagen. Hamiller hatte ihn restlos ausgeschaltet.

Der Terranische Rat für Wissenschaften folgte dem Archäologen. Payne Hamiller war mit sich zufrieden. Er dachte nicht mehr über sich und Boyt Margor nach. Er war sich noch nicht einmal dessen bewußt, daß er seinen Kampf gegen den Mutanten verloren hatte. Boyt Margor hatte ihn zu seinem Werkzeug gemacht, das willenlos alle Befehle befolgte, ohne dabei Schuldgefühle zu entwickeln. Er merkte, wie betroffen Matzlew reagierte, aber er empfand nichts dabei. Wäre er von Margor unbeeinflusst gewesen, hätte er sicherlich versucht, dem Archäologen eine Möglichkeit zur Mitarbeit zu geben.

Er beugte sich über den Schrein und betrachtete Demeter. Er glaubte, sehen zu können, wie das Blut in den Adern pulsierte. Die Schönheit dieser Frau schlug ihn in den Bann. Für Minuten vergaß er, wo er war.

Schließlich räusperte sich Matzlew. Hamiller blickte auf.

„Wie geht es weiter?“ fragte der Archäologe. „Wer wird den Schrein herauslösen?“

„Meine Leute sind schon unterwegs“, antwortete Hamiller. „Sie werden in spätestens einer halben Stunde hier sein und mit der Arbeit beginnen. Sie brauchen sich um nichts zu kümmern.“

Deutlicher hätte die Abfuhr nicht ausfallen können. Matzlew wandte sich ab und ging zu einigen Assistenten, die etwa fünfzig Meter vom Schrein entfernt an einer Marmorwand arbeiteten.

\*

Dun Vapido landete etwa drei Kilometer von den oberirdischen Tempelanlagen entfernt in einem Olivenhain, in dem er den Gleiter gut verstecken konnte.

„Hamiller ist dort drüben“, sagte er und deutete zum Tempel hinüber. „Ich kann mir aber nicht vorstellen, was er da will.“

Eine solche Äußerung war für einen Dun Vapido erstaunlich. Der PSI-Analytiker hatte die Gabe, aus wenigen Hinweisen exakte Rückschlüsse auf die Hintergrundereignisse ziehen zu können. Er besaß ein Gedächtnis, dessen Aufnahmefähigkeit weit über das normale Maß hinausging. Aus diesem Gedächtnis konnte er Informationen abrufen und mit Hilfe eines Abstrakt-Logiksektors zu Kombinationen führen, aus denen sich klare Folgerungen gaben. Seine Lagebeurteilungen waren fast immer richtig.

In diesem Fall besaß er jedoch kaum Informationen, so daß er auch nicht erraten konnte, was Hamiller in der Tempelanlage suchte.

„Wir müssen einen der Männer oder Frauen aufs Korn nehmen“, sagte er. „Bran, das ist deine Aufgabe. Kläre mal eben, was die in den letzten Stunden so getrieben haben.“

Bran Howatzer verzog das Gesicht zu einer Grimasse, entgegnete jedoch nichts. Er wußte, daß Vapido es nicht ernst gemeint hatte. So leicht, wie es schien, war seine para-psychische Arbeit nicht. Der Pastsensor trennte sich von seinen Begleitern und

ging durch den Olivenbaumwald bis nahe an die Tempelanlage heran. Er beobachtete, daß in kurzer Folge fünf Gleiter nacheinander landeten. In jeder dieser Maschinen saßen vier Männer,

20

die alle sogleich im Tempel verschwanden. Howatzer hatte den Eindruck, daß sie irgend etwas aufsuchten, was unter den Ruinen aus minoischer Zeit lag. Er wußte zu wenig von der Geschichte der Völker der Erde, um beurteilen zu können, wie überraschend diese Tatsache war.

Er wußte, daß Hamiller sich hier aufhielt, und das war ihm Beweis genug dafür, daß sich in der Anlage etwas befand, was außerordentlich wichtig war.

Howatzer konzentrierte sich auf eine junge Frau, die unter einem Sonnensegel an einem Tisch saß und fotografische Arbeiten sortierte und katalogisierte.

Er wollte wissen, was sie in den letzten Stunden erlebt hatte. Er setzte sich unter einem Olivenbaum ins Gras, so daß er sie durch die Zweige und Blätter hindurch noch sehen konnte, und begann mit seiner parapsychischen Sondierung.

Fünf Minuten später wußte er schon genug. Er brach seine Untersuchung ab und kehrte erregt zu Dun Vapido und Eawy ter Gedan zurück.

„Sie haben eine Göttin gefunden“, rief er ihnen zu. „Demeter heißt sie, und sie muß irgendwie furchtbar wichtig sein, denn sie sind ziemlich aus dem Häuschen wegen dieser Göttin.“

„Dann ist sie wahrscheinlich sehr hübsch“, sagte das Relais.

„Woher weißt du das?“ fragte Howatzer verblüfft.

„Wenn Männer schon mal aus dem Häuschen sind ...“, entgegnete sie schnippisch.

„Die Frauen sind nicht weniger aufgeregt“, erklärte er erbost und berichtete, was er herausgefunden hatte.

„Dann ist alles klar“, sagte Dun Vapido plötzlich. „Payne Hamiller wird diese Göttin in ih-rem Schrein an einen Ort entführen, an dem Boyt Margor versuchen wird, sie zu wecken. Margor wird Demeter für sich einsetzen. Er wird ihre Macht nutzen und sich dadurch selbst an die Macht bringen.“

„Unsere Warnung hat nichts gefruchtet“, stellte Howatzer fest. „Wir müssen energischer vorgehen, sonst ist es zu spät.“

„Warum gehen wir nicht doch offen vor?“ fragte Eawy ter Gedan.

„Auf keinen Fall“, erwiderte Vapido. „Boyt Margor zu erledigen, ist unsere Sache. Sobald wir ihn ausgeschaltet haben, verschwinden wir in der Anonymität. Oder möchtest du, daß man dich mit Boyt Margor in einen Topf wirft?“

4.

Alle Wissenschaftler, die eingetroffen waren, um Hamiller zu helfen, waren Paratender Margors. Hamiller machte sich daher keine Sorgen. Von Seiten dieser Männer brauchte er keine Behinderungen zu befürchten. Czer Matzlew dagegen mußte beobachtet werden.

Hamiller überließ es seinen Helfern, die Bodenplatten um den Schrein der schlafenden Göttin herum herauszulösen. Er verfolgte die Arbeiten aus einiger Entfernung.

Die Männer, die Margor geschickt hatten, arbeiteten schnell und dennoch sorgfältig. Schon nach etwa zwölf Stunden intensiver Arbeit hoben sie Demeter mit ihrem Schrein und der dazugehörigen Anlage heraus. Unter dem transparenten Schrein war eine Maschinerie verborgen, die einen Großcontainer von zwanzig Metern Länge, fünf Metern Breite und drei Metern Höhe in Anspruch nahm.

Um Demeter mit dieser Apparatur aus der Halle bringen zu können, mußte Matzlew

eine hochenergetische Schmelzbohrung mit Aushub-Verdampfung durchführen. Nur auf diese Weise konnte ein Tunnel von der Oberfläche bis in die Halle geführt werden, der groß genug war, die Anlage durchzulassen.

Matzlew sträubte sich zunächst, diese Spezialmaschinen einzusetzen, doch Hamiller fuhr ihm so energisch in die Parade, daß er jeglichen Widerstand aufgab.

21

Vierundzwanzig Stunden nach Beginn der Arbeiten schwebte Demeter mit ihrer Versorgungsanlage durch den Tunnel nach oben. Sie wurde von einer Antigravplattform getragen.

Matzlew hatte eine Reihe von Hochleistungsstrahlern aufgestellt und damit die gesamte Außenanlage des Tempels beleuchtet. Er kam zu Hamiller, als Demeter mit ihrem Schrein und der Versorgungsmaschinerie in einem riesigen Lastengleiter verschwand.

„Fliegen Sie mit nach Südafrika?“ fragte er.

„Allerdings“, antwortete der Terranische Rat. „Ich werde nicht eher von Demeter weichen, bis sie aufgewacht ist. Sie können ganz unbesorgt sein. Demeter wird nichts passieren. Sie muß aufwachen und dann im Vollbesitz ihrer körperlichen und geistigen Kräfte sein.“

Er reichte Matzlew die Hand und verabschiedete sich. Dann stieg er in die Steuerkabine des Lastengleiters und setzte sich neben den Piloten, von dem er wußte, daß er ebenfalls von Margor abhängig war.

„Starten Sie“, befahl er. Doch dann fiel ihm noch etwas ein. Er stieg noch einmal aus und kehrte zu Matzlew zurück.

„Vergessen Sie nicht, weshalb wir Demeter wegbringen“, ermahnte er ihn. „Es ist zu ihrem Schutz. Deshalb darf niemand wissen, wohin wir fliegen. Schweigen Sie, wenn man Sie fragt.“

„Sie können sich auf mich verlassen“, versprach der Archäologe.

Hamiller nickte nur, stieg erneut in den Lastengleiter und gab das Startzeichen. Als die Maschine Höhe gewann und scharf beschleunigte, atmete Hamiller auf. Der schwierigste Abschnitt der Entführungsaktion lag hinter ihm.

Demeter war dem Einflußbereich derer entzogen, die unabhängig von Margor waren.

Payne Hamiller machte sich keine Gedanken darüber, wie er Tiffleur erklären sollte, was er getan hatte. Er war davon überzeugt, daß er es schon irgendwie schaffen würde, den Ersten Terraner zu täuschen.

\*

Jandra Kays landete mitten in der Tempelanlage zwischen den Zelten der Archäologen.

Zwei Wissenschaftler eilten auf sie zu, als sie ausstieg.

„Sie dürfen hier nicht parken“, rief einer von ihnen.

Jandra schritt auf ihn zu, holte aus und schlug ihm die Faust unter das Kinn. Er fuhr zurück und taumelte gegen den anderen.

„Aus dem Weg“, befahl das Mädchen und ging die Treppe hinunter, die unter den Tempel führte. Die beiden Männer eilten hinter ihr her. Einer von ihnen griff nach dem Arm Jandras.

Diese drehte sich um.

„Fassen Sie mich nicht an“, sagte sie drohend. „Ich töte Sie auf der Stelle, wenn Sie mich nicht augenblicklich loslassen.“

Der Wissenschaftler trat einen Schritt zurück. Er glaubte, eine Wahnsinnige vor sich zu

haben.

„Seien Sie vernünftig“, bat er. „Sie haben hier keinen Zutritt. Wir sind mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, die nicht gestört werden dürfen.“

„Grabschänder“, entgegnete sie verächtlich. „Ihr werdet zahlen für das, was ihr getan habt.“

Sie wandte sich um und ging weiter. Die beiden Männer folgten ihr unsicher. Sie wußten nicht, was sie tun sollten, zumal sie fürchteten, das Mädchen habe eine Waffe. Ungehin-

22

dert erreichte Jandra die Kuppel, aus der der Schrein der Demeter mittlerweile entfernt worden war.

Sie schrie auf, als sie sah, daß der Schrein nicht mehr da war.

„Was habt ihr mit ihr getan?“ rief sie entsetzt. Sie trat über die Kante hinaus und ließ sich vorn Antigravfeld nach unten tragen. Dabei verhielt sie sich so, als kenne sie sich bestens mit der Anlage aus.

Czerk Matzlew bemerkte sie, da die beiden ihr folgenden Wissenschaftler gestikulierend auf sie aufmerksam machten.

Er ging ihr entgegen, entschlossen, sie von der Fundstätte zu entfernen.

„Wo ist sie?“ fragte Jandra erregt, noch bevor Matzlew etwas sagen konnte. „Was habt ihr mit ihr gemacht?“

„Von wem sprechen Sie?“ Der Archäologe erkannte, daß das Mädchen offenbar über Demeter Bescheid wußte. Er hatte Jandra Kays noch nie gesehen und konnte sich ihr Verhalten nicht erklären.

Sie hielt plötzlich eine kleine Strahlenwaffe in der Hand. Diese hatte sie im Gleiter des Regierungsbeamten gefunden.

„Grabschänder“, sagte sie verächtlich. „Antworte endlich. Ich will wissen, wo Demeter ist.“

„Wir mußten sie aus dieser Halle entfernen, um ihr Leben zu retten“, erwiderte der Archäologe geistesgegenwärtig. „Wir hatten keine andere Wahl.“

Jandra ließ die Waffe sinken.

„Sie ist nicht tot?“ fragte sie leise.

„Natürlich nicht“, entgegnete der Wissenschaftler. „Sie lebt. Wir konnten sie im letzten Moment noch retten.“

Jandra blickte sich verstört um. Sie deutete auf das Loch im Boden der Halle.

„Warum haben Sie den Schrein mit allen Anlagen herausgenommen?“ erkundigte sie sich. „Warum haben Sie sie nicht einfach aufgeweckt? Warum so kompliziert? Und wo ist sie jetzt?“

„Sie ist in einem Gleiter auf dem Weg nach Südafrika“, eröffnete er ihr. Das Mädchen wurde ihm immer rätselhafter. Fragend blickte er die Wissenschaftler an, die hinter ihr standen, doch diese schüttelten nur den Kopf. Sie wußten nicht mehr als er.

„Bevor ich Ihnen weitere Fragen beantworte“, sagte er daher, „werden Sie mir verraten, woher Sie überhaupt von Demeter wissen. Wir haben bisher geheimgehalten, daß wir die-se Halle entdeckt haben.“

„Wie können Sie es wagen, mir Fragen zu stellen“, rief sie zornig und richtete die Waffe wieder auf ihn.

„Antworten Sie!“

Die Wissenschaftler, die hinter ihr standen, stürzten sich auf sie und versuchten, ihr die Waffe zu entreißen. Jandra Kays schoß. Ein nadelfeiner Energiestrahл strich dicht an



Czerk Matzlew vorbei. Er warf sich zur Seite, und jetzt endlich schafften seine Assistenten es, Jandra zu entwaffnen. Sie riß sich jedoch sofort wieder los und rannte quer durch die Halle, bis sie vom Antigravfeld erfaßt und nach oben getragen wurde.

„Folgen Sie ihr“, befahl Matzlew. „Halten Sie sie fest.“

Die Assistenten liefen hinter dem Mädchen her, das mittlerweile einen beträchtlichen Vorsprung gewonnen hatte. Jandra erreichte die kleine Plattform und flüchtete durch den Gang und über die Treppen weiter nach oben.

Sie erreichte ihren Gleiter so früh, daß die Wissenschaftler den Start nicht mehr verhindern konnten. Als Czerk Matzlew oben ankam, war sie bereits in der Dunkelheit verschwunden.

23

„Sollen wir die Polizei benachrichtigen?“ fragte einer der wissenschaftlichen Mitarbeiter Matzlews.

Dieser schüttelte den Kopf.

„Lassen Sie sie sausen“, sagte er. „Ich glaube nicht, daß sie Hamiller folgt. Und wenn sie es doch tut, dann ist es sein Problem, wie er mit ihr fertig wird.“

Er tat, als ob das Mädchen ihn nicht weiter interessiere. Doch so war es nicht. Tatsächlich beschäftigte er sich auch in den folgenden Stunden noch mit den Fragen, die im Zusammenhang mit ihr aufgetaucht waren. Er fragte bei seinen Mitarbeitern herum und ließ sich schildern, wie sie im Lager aufgetaucht war. Schließlich stand für ihn fest, daß sie von keinem seiner Mitarbeiter etwas über Demeter erfahren hatte.

Daher blieb für ihn nur die Möglichkeit, daß Hamiller sie informiert hatte. Aber dafür schien es keine Erklärung zu geben, war der Terranische Rat für Wissenschaften es doch gerade gewesen, der darauf bestanden hatte, daß der Demeter-Fund geheim blieb.

„Irgend etwas stimmt nicht“, entschied Matzlew.

Er beschloß, Hamiller nach Südafrika zu folgen.

\*

Zwei rote Lichter blinkten am Armaturenbrett des Lastengleiters auf. Pilot Reginald Brindley tippte eine Kontrolltaste, die Lichter erloschen jedoch nicht.

Brindley schaltete die Videoverbindung zur Personenkabine um. Das Gesicht Payne Hamillers erschien auf dem Bildschirm. Der Terranische Rat für Wissenschaften sah aus, als habe er geschlafen.

„Wir haben einen Leistungsabfall im Bereich der Antigravtriebwerke“, erklärte der Pilot. „Zwei Hochleistungsbatterien sind ausgefallen und müssen ausgetauscht werden.“

„Warten Sie“, entgegnete Hamiller. „Ich komme nach vorn.“

Er schaltete ab. Wenig später öffnete sich die Tür in der Pilotenkanzel. Der Wissenschaftler trat ein und setzte sich neben den Piloten. Er blickte durch die Frontfenster der Maschine nach draußen. Der Gleiter flog mit hoher Geschwindigkeit nach Süden. Im Osten zeigte sich ein heller Silberstreif über dem Land. Der Tag brach an.

„In einer halben Stunde können wir in Nairobi sein“, sagte Brindley. „Dort gibt es eine Servicestation, bei der wir Austauschbatterien bekommen können.“

„Landen Sie dort“, befahl Hamiller. „Wir gehen kein Risiko ein.“

Er blieb neben dem Piloten sitzen, bis die Maschine am Rand von Nairobi auf einem Landefeld aufsetzte. Mittlerweile war es hell geworden. Doch bei den Gebäuden an der Versorgungsstation zeigte sich noch niemand.

Brindley versuchte, wie er es schon während des Anflugs getan hatte, über Video Kontakt mit der Versorgungsmannschaft zu bekommen, doch niemand meldete sich.

„Es hilft nichts“, sagte er. „Wir müssen warten, bis die aus den Betten heraus sind.“

Hamiller konnte durch das Fenster Nairobi sehen. Sie befanden sich am westlichen Stadtrand. Überall arbeiteten Roboter daran, die Stadt wieder bewohnbar zu machen. Auf freien Plätzen standen zahlreiche Zelte, die als provisorische Unterkünfte dienten. Nairobi wurde, wie viele Städte der Erde auch, neuerschlossen.

„Wecken Sie die anderen“, befahl Hamiller. „Wir versuchen, die Leute herauszutrommeln.“

Reginald Brindley schaltete zu den Kabinen der anderen Wissenschaftler durch und weckte sie, während Hamiller eine Treppe hinunterstieg und die Maschine durch eine Tür dicht über dem Boden verließ.

\*

24

Bran Howatzer stieß Dun Vapido an.

„Laß dich ablösen“, forderte er. „Dir fallen ja schon die Augen zu.“

Vapido ließ die Rückenlehne seines Sessels nach hinten kippen und kletterte dann dar-über hinweg auf den Rücksitz, um Howatzer Platz am Steuer zu machen. Es dauerte eine Weile, bis es ihm endlich gelang, seine langen Beine hinter die Rückenlehne des Vorder-sitzes zu bringen. Bran Howatzer übernahm das Steuer und spähte nach vorn.

„Sie ändern den Kurs“, sagte er überrascht.

Die drei Mutanten hatten das Geschehen bei der Tempelanlage auf Kreta beobachtet. Und sie hatten gesehen, wie Demeter in ihrem Schrein in den Transportgleiter gebracht worden war. Für sie war es selbstverständlich gewesen, die Verfolgung aufzunehmen. Mehr denn je waren sie davon überzeugt, daß Hamiller die schlafende Demeter zu Boyt Margor bringen würde.

„Du hast gesagt, sie wollen nach Südafrika fliegen“, bemerkte Eawy ter Gedan anklagend. „Wieso weichen sie jetzt vom Kurs ab?“

Bran Howatzer lächelte.

„Woher sollte ich das wissen?“ fragte er freundlich. „Ich habe mir Matzlew vorgenommen und erfahren, daß Hamiller zu ihm von einer Forschungsstätte in Südafrika gesprochen hat.“

Der Lastengleiter, dem sie seit einigen Stunden mit ihrer kleinen Maschine folgten, war etwa fünf Kilometer von ihnen entfernt. In der diesigen Luft konnten sie nur seine Positionsluchten erkennen.

Bran Howatzer rief eine Landkartenprojektion mit dem Video ab.

„Da liegt eine Stadt“, sagte er. „Nairobi. Vielleicht wollen sie dort irgend etwas organisieren.“

„Ein Frühstück vielleicht“, erwiderte Dun Vapido gähnend. „Mensch, ich brauche eine Tasse Kaffee.“

Howatzer folgte dem Transportgleiter bis nach Nairobi. Hier beschleunigte er und ruckte der Maschine näher, um sie nicht aus den Augen zu verlieren. Er sah, wo der Lastengleiter landete, flog über ihn hinweg und überquerte die Stadt. Als er außer Sichtweite war, drückte er den Gleiter nach unten und kehrte dicht über den Dächern der Stadt fliegend an den Westrand zurück.

„Lande hier“, rief Vapido und zeigte auf einen Platz, auf dem allerlei Baugerät herumstand. Einige Roboter entluden einen großen Lastengleiter, der Baumaterialien gebracht hatte.

Howatzer setzte die Maschine jedoch außerhalb des Platzes auf, da er befürchtete,

die Roboter könnten sie wegbringen. Er landete dicht hinter der Umgrenzungsmauer zwischen einigen leerstehenden Häusern, die stark beschädigt waren.

Bis zum Gleiter hatten sie nur knapp zwei Minuten zu gehen. Sie eilten zwischen den Häusern hindurch bis an das Landefeld, das durch nichts begrenzt wurde.

„Sie steigen aus“, sagte Howatzer, der hinter einem Busch stand, zu Eawy und Vapido. „Sie scheinen einen Schaden an der Maschine zu haben.“

Die beiden anderen Mutanten nickten ihm zu. Sie hatten die Situation erkannt. Sie kletterten durch ein Fenster in ein Haus, das kaum mehr als eine abbruchreife Ruine war. Von hier aus konnten sie den Lastengleiter gut sehen. Die Begleiter Hamillers stiegen alle aus. Howatzer zählte schließlich zweiundzwanzig Männer, die vor der großen Maschine standen. Vier von ihnen gingen zu der Versorgungshalle hinüber. Ein großes Schild daran wies darauf hin, daß man hier Reparaturteile für Gleiter kaufen konnte. Einer der Männer rüttelte an der Tür, während die anderen an den Fenstern der Halle klopfen.

„Da ist noch keiner“, stellte Dun Vapido fest.

25

„Sie verteilen sich und suchen die Häuser ab“, sagte Eawy ter Gedan. „Sie wollen die Leute heraustrommeln. Das ist eine Chance für uns.“

Howatzer gesellte sich zu ihnen. Fröstelnd schlug er den Kragen seiner Jacke hoch.

„Eine Chance, wie meinst du das?“

„Wenn wir uns den Gleiter schnappen und damit verschwinden, locken wir Boyt Margor unweigerlich an“, entgegnete sie. „Hamiller arbeitet in seinem Auftrag. Er wird, sofort Alarm schlagen und Margor benachrichtigen. Margor wird uns verfolgen. Ich bin sicher, daß er sehr vorsichtig gegen uns vorgehen wird, um Demeter nicht zu gefährden. Für uns wird sich daher früher oder später eine Gelegenheit ergeben, Margor zu töten.“

Bran Howatzer blickte mit verengten Augen zum Lastengleiter hinüber. Er lächelte.

„Das wäre eine Sache ganz nach meinem Geschmack“, sagte er zustimmend. „Ich bin dafür, daß wir es versuchen. Allerdings wird es nicht ganz leicht sein, an die Maschine heranzukommen.“

„Das ist ein Kinderspiel“, bemerkte Dun Vapido. „Es ist diesig. Wenn ihr wollt, lasse ich Nebel auf ziehen. Wir können darin im Nebel ungesehen zur Maschine laufen, während Hamillers Leute noch nach dem Personal der Versorgungsstation suchen.“

„Warte nicht so lange damit“, bat Eawy ter Gedan. „Jetzt halt sich niemand in der Nähe der Maschine auf, aber das kann sich schnell ändern.“

„Sie haben die Tür der Halle aufgebrochen“, stellte Howatzer fest.

Hamiller und seine Begleiter drängten sich um eine der Türen zur Halle. Einer seiner Männer hatte sie gewaltsam geöffnet. Niemand achtete auf die Maschine und die Umgebung. Daher fiel auch niemandem zunächst auf, daß dichter Nebel heraufzog. Er schob sich wie eine weiße Wand über das Landefeld.

Hamiller drang mit seinen Männern in die Halle ein. Nur zwei seiner Helfer blieben draußen.

„Los jetzt“, befahl Howatzer, als diese beiden Männer im Nebel verschwanden. „Zieht die Schuhe aus, damit sie unsere Schritte nicht hören.“

Sie streiften die Schuhe ab, kletterten aus dem Fenster und liefen lautlos über das Landefeld zum Lastengleiter. Dun Vapido fand eine offene Tür. Er piff leise und wartete, bis Howatzer und das Mädchen bei ihm waren. Sie stiegen ein, zogen die Tür lautlos hinter sich zu und verriegelten sie. Dann stürmten sie über eine Treppe ins Cockpit hoch. Wie erhofft, hielt sich hier niemand auf.

Howatzer schaltete die Antigravtriebwerke ein. Er sah die roten Alarmlichter brennen, kümmerte sich jedoch nicht darum, da er den Ausfall einiger wichtiger Geräte einkalkuliert hatte.

Leise summend hob der Gleiter ab, stieg aus dem Nebel heraus und beschleunigte.

Eawy ter Gedan blickte durch ein Seitenfenster nach unten. Hamiller und seine Männer stürmten aus der Versorgungshalle. Nur schemenhaft zeichneten sich ihre Gestalten im Nebel ab.

Das Relais lächelte.

„Zu spät, meine Herren“, sagte sie und lehnte sich zufrieden im Sessel zurück.

5.

Czerk Matzlew stutzte, als er tief unter sich ein Licht blinken sah. Er tippte eine Taste am Videogerät. Das Bild einer Landkarte erschien auf dem Schirm. Der Archäologe erkannte die nordafrikanische Küstenlinie, die er bereits überflogen hatte. Zur Zeit befand er sich über dem Kattara-Meer. Eine schraffierte Doppellinie zeigte an, wo der Kanaldurchstich zum Mittelmeer gewesen war, durch den die Kattara-Senke geflutet worden war. Der Kanal war versandet und hatte sich durch Bodenverschiebungen bei der Materialisation der

26

Erde im Solsystem geschlossen. Matzlew konnte nicht erkennen, ob Robotkolonnen daran arbeiteten, ihn wieder zu öffnen. Das Licht schien darauf hinzudeuten, doch es kam nicht aus dem Kanalgebiet, sondern mitten aus dem künstlichen Meer in der libyschen Wüste.

Irgend etwas trieb im Meer.

Czerk Matzlew zog den Gleiter in weitem Bogen herum und ließ ihn gleichzeitig steil absinken. Dann ging er bis auf fünf Meter Höhe herunter. Jetzt konnte er deutlich sehen, daß jemand auf dem Wasser rhythmische Zeichen gab.

Er verringerte die Geschwindigkeit des Gleiters und ließ sich langsam weitertreiben, bis ein Fluggleiter im Licht der Scheinwerfer auftauchte. Die Maschine war bis zur Hälfte im Wasser versunken, schwamm aber noch. Auf ihrem Dach stand eine schlanke Frau. Ihr blondes Haar flatterte im Wind. Geschickt in den Knien federnd, glich sie die Schaukelbewegungen des Gleiters aus. Die Wellen schlugen gegen die Maschine und der Gischt schäumte bis zu dem Mädchen hoch.

Matzlew erkannte sie.

Es war das Mädchen, das Demeter gesucht hatte.

Er öffnete die Tür und ließ den Gleiter langsam tiefer sinken, bis er etwa zwei Meter über ihr schwebte. Sie blickte hilfesuchend zu ihm hoch.

„Hallo“, sagte er spöttisch. „Haben Sie den Gleiter mit einem Tauchboot verwechselt?“

„Helfen Sie mir“, bat sie. „Die Maschine versinkt, und ich kann nicht schwimmen.“

„Unangenehm“, erwiderte er. „Leider muß ich befürchten, daß Sie wieder gewalttätig werden.“

„Ich verspreche Ihnen, daß ich vernünftig sein werde“, rief sie verzweifelt. Sie ruderte mit den Armen, weil eine besonders große Welle den Gleiter heftig erschütterte. Mit Mühe und Not schaffte sie es, die Maschine noch einmal auszubalancieren und sich darauf zu halten. Sie verlor die Lampe, mit der sie Blinkzeichen gegeben hatte.

„Bevor ich Sie herausfische, will ich wissen, woher Sie von Demeter wissen“, sagte er.

Sie blickte ihn verblüfft an.

„Was für eine dämliche Frage“, entgegnete sie. „So kann auch nur ein Mann fragen.“

„Verzeihen Sie mir meine Dummheit“, sagte er lächelnd. „Ich verstehe nicht, was

meine Frage damit zu tun hat, daß ich ein Mann bin. Außerdem ist mir überhaupt nicht klar, wie-so Sie von Demeter wissen.“

„Das ist doch absolut logisch“, rief sie wütend. „Helfen Sie mir nun endlich heraus?“

Der Gleiter war so weit versunken, daß die Wellen bereits das Dach überspülten.

„Wer hat Ihnen von unserem Fund erzählt?“ fragte er.

Sie riß die Augen auf.

„Sie wissen es wirklich nicht“, stellte sie fest. Sie schien grenzenlos überrascht zu sein.

„Antworten Sie mir, oder ich lasse Sie allein.“

Sie preßte die Lippen zusammen und blickte ihn prüfend an. Die Wellen umspülten ihre Knie.

„Können wir nicht in Ruhe darüber reden, nachdem Sie mich herausgeholt haben?“

„Nein.“

Ihr Gesicht verzerrte sich. Sie streckte die Arme nach Matzlew aus.

„Ich weiß es doch selbst nicht“, schrie sie. „Als ich erwachte, wußte ich, daß jemand zu Demeter vorgedrungen ist. Das war gleichbedeutend für mich mit einem Befehl, ihr zur Hilfe zu kommen.“

„Wäre es möglich, daß die Kuppel eine Nachricht abgestrahlt hat, als wir in sie eingedrungen sind? Könnte es so gewesen sein, daß Sie durch diese Nachricht aufgeweckt worden sind?“

„So muß es gewesen sein“, rief sie verzweifelt. Der Gleiter sackte unter ihr weg. Plötzlich stand sie bis zu den Hüften im Wasser. Czerk Matzlew fuhr hoch. Seine Finger glitten über

27

die Bedienungsschalter des Gleiters. Die Maschine sank ab. Er streckte die Hand aus. Das Mädchen klammerte sich an ihn und kletterte in die Kabine.

„Sie hätten mich ruhig ein wenig früher herausholen können“, sagte sie schnaubend. „Jetzt bin ich völlig durchnäßt.“

„Ihr Pech“, antwortete er gelassen. „Sie hätten klarer und offener antworten sollen.“

Er deutete über die Schulter zurück.

„Wenn Sie die Rücklehne nach vorn klappen, finden Sie ein Fach, in dem trockene Kleider sind. Es sind einfache Kombinationen, wie wir sie bei der Arbeit tragen. Ziehen Sie sich um.“

Sie gehorchte wortlos und kroch über die Lehne nach hinten. Czerk Matzlew zog den Gleiter und ging wieder auf südlichen Kurs.

„Es tut mir leid“, sagte sie einlenkend, als sie sich eine trockene Kombination übergestreift hatte. „Ich hätte vielleicht von Anfang an ehrlich mit Ihnen sein sollen, aber Sie sind immerhin der Mann, der in die Kuppel Demeters eingedrungen ist. Sie haben sie in Gefahr gebracht.“

„Das ist ein Irrtum“, entgegnete er. „Ich habe die Kuppel zwar gefunden. Ich habe sie auch geöffnet, aber ich habe Demeter nicht gefährdet. Das hat ein anderer getan. Ich wollte Demeter aufwecken, und das wäre sicherlich auch in ihrem Sinn gewesen.“

„Bestimmt“, antwortete das Mädchen, nachdem sie einige Zeit nachgedacht hatte. „Dies ist die richtige Zeit.“

Czerk Matzlew stutzte.

„Sie wissen alles über Demeter“, stellte er dann fest. „Sie kennen sogar ihr Problem.“

„Natürlich“, antwortete sie und kletterte wieder nach vorn.

„So natürlich finde ich es gar nicht“, erwiderte er. „Ich finde es sogar höchst erstaunlich.“

„Sie wissen nur wenig“, sagte sie überrascht.

„Das ist richtig“, bestätigte er. „Wir haben nicht besonders viele Informationen. Wir müssen noch auswerten, was wir in der Halle der Demeter entdeckt haben. Das haben Sie offenbar nicht nötig.“

„Nein.“

„Wieso nicht? Wollen Sie mir nicht endlich sagen, wer Sie sind?“

„Ich bin Perse.“

„Perse? Das sagt mir überhaupt nichts.“

„Demeter ist meine Mutter“, erklärte das Mädchen. „Begreifen Sie jetzt?“

„Dann sind Sie Persephone?“ fragte Czerk Matzlew. Fassungslos blickte er das Mädchen an seiner Seite an.

\*

Payne Hamiller war einer Panik nahe, als er den Transportgleiter verschwinden sah. Er schrie die ihn umgebenden Wissenschaftler an und befahl ihnen, den Gleiter zu verfolgen, obwohl sie es gar nicht konnten.

„Besorgen Sie sich Gleiter“, brüllte er. „Treiben Sie Waffen auf.“

Mit Schrecken dachte er daran, daß er Boyt Margor verständigen mußte. Er fürchtete sich vor diesem Gespräch, weil er sich dessen bewußt war, daß er versagt hatte. Er hätte wenigstens eine Wache an Bord des Transportgleiters zurücklassen müssen.

Die Männer rannten in Richtung Stadtzentrum davon, während Hamiller bei der Versorgungshalle blieb. Er drang in das Gebäude ein und durchsuchte es nach Waffen. In einem nicht abgeschlossenen Stahlschrank trieb er schließlich einen leichten Paralytiker auf. Er steckte ihn unter die Bluse und ging zum Videogerät, das sich im Verwaltungsraum der Halle befand.

28

Zögernd tippte er eine Kodezahl ein, unter der er Boyt Margor erreichen konnte. Nervös wartete er darauf, daß sich der Albino melden würde, doch der Bildschirm erhellte sich nicht.

Hinter Hamiller öffnete sich eine Tür. Er drehte sich um, weil er glaubte, einer der Wissenschaftler sei zurückgekehrt.

Vor ihm standen zwei Polizisten. Sie zielten mit ihren Energiestrahlern auf ihn. Drohend schimmerten die Abstrahlprojektoren. Hamiller stand langsam auf. Er hob die Arme.

„Kommen Sie heraus“, befahl einer der Polizisten, während der andere sich abwandte und damit begann, die Halle zu untersuchen.

„Ich bin froh, daß Sie gekommen sind“, sagte Hamiller. „Ich benötige dringend Hilfe.“

„Das können Sie dem Richter erzählen“, erwiderte der Polizist.

„Hören Sie“, sagte Hamiller erregt. „Ich bin Payne Hamiller, Terranischer Rat für Wissenschaften.“

„Ja, ja“, entgegnete der Polizist gelangweilt und winkte ihn mit der Waffe aus dem Büro. „Beeilen Sie sich. Wir haben nicht viel Verständnis für Plünderer.“

Hamiller erkannte, daß es nicht nur sinnlos war, mit dem Polizisten zu streiten, sondern auch gefährlich. Offenbar hatten die Sicherheitsorgane einige Auseinandersetzungen mit Plünderern gehabt. Mit erhobenen Händen verließ Hamiller den Büroraum und die Halle. Als er auf die Landepiste hinaustrat, landeten mehrere seiner Helfer mit drei Gleitern.

Hamiller blieb stehen. Bestürzt erkannte er, daß die Polizisten nun gar nicht anders konnten, als Plünderer in ihnen zu sehen, da die Gleiter das Kennzeichen der Verwal-

tungsbehörden der ostafrikanischen Zone trugen.

Der Polizist stellte sich hinter Hamiller und drückte ihm den Projektor der Waffe in den Rücken.

„Keine Plünderer, wie?“ fragte er. „Nun behaupten Sie bloß noch, die Regierung hätte Ih-ren Freunden diese Gleiter zur Verfügung gestellt.“

Er hob das Armbandfunkgerät vor die Lippen und forderte Verstärkung an.

„Man hat uns unseren Großraum-Lastengleiter gestohlen“, begann Hamiller, doch der Polizist gab ihm ausdrücklich zu verstehen, daß er schweigen sollte.

Ahnungslos kamen die Wissenschaftler heran. Wiederum blieb keiner von ihnen in den Maschinen.

„Bleiben Sie ruhig“, rief Hamiller ihnen zu. „Dies ist ein Polizist. Er hält uns für Plünderer.“

Der Polizist trat hinter ihm hervor und zielte auf die Wissenschaftler, die überrascht stehenblieben. Einer von ihnen versuchte, etwas zu erklären. Der Polizist löste den Energie-strahler aus und schoß über seinen Kopf hinweg.

Hamiller sah, daß sich ihnen vier Polizeigleiter mit flammenden Warnlichtern näherten. Er senkte den Kopf und wartete resignierend ab. Die Polizisten landeten, sprangen aus dem Gleiter und umringten die Wissenschaftler. Kurz darauf erschien ein großer Transporter, der die Inhaftierten aufnahm.

„Warten Sie“, bat Hamiller, als seine Begleiter aufbegehren wollten. „Es wird sich alles klären.“

Er war jedoch bei weitem nicht so zuversichtlich, wie er sich gab. Tatsächlich machte er sich große Sorgen.

Wie hätte er Tiffloor erklären können, daß er in Nairobi in einem Gefängnis gelandet war, während der Erste Terraner glaubte, daß er mit wichtigen wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt war?

Der Gleiter landete vor einem großen Gebäude am südlichen Stadtrand. Polizisten und Roboter begleiteten die Wissenschaftler in einen länglichen Raum im Erdgeschoß des Gebäudes, in dem eine Reihe von Stühlen vor einem Tisch stand. Dahinter warteten mehrere Polizeioffiziere auf die Gefangenen, um sie im Schnellverfahren zu verurteilen.

29

Payne Hamiller setzte sich als erster in einen der Stühle vor dem Tisch.

„Bitte“, sagte er. „Hören Sie mich an. Alles ist nur ein Mißverständnis. Ich bin der Terranische Rat für Wissenschaften. Ich war mit einem Großtransporter unterwegs nach Dur-ban.“

Der Offizier, der ihm gegenüber saß, grinste breit.

„So, so“, sagte er amüsiert. „Und was noch?“

„Sie haben ein Videogerät“, fuhr Hamiller eindringlich fort. „Sie brauchen nur den Kode TR-433 einzutippen. Sie sollten wissen, daß Sie damit ein Bild des Terranischen Rates für Wissenschaften abrufen können.“

Der Offizier blickte ihn forschend an und wurde plötzlich ernst.

„Bekannt kommen Sie mir vor“, gab er zu und folgte der Bitte Hamillers. Er tippte den Kode ein, und das Bild des Wissenschaftlers mit den entsprechenden Angaben zur Person und über das Amt erschien auf dem Bildschirm. Der Offizier zuckte zusammen und erhob sich.

„Hier scheint tatsächlich ein Mißverständnis vorzuliegen“, sagte er beunruhigt. „Sie werden allerdings zu klären haben, weshalb Sie in dieser Weise vorgegangen sind. Meine Leute mußten Sie für Plünderer halten.“

Payne Hamiller blieb nichts anders übrig, als das einmal begonnene Lügengebäude weiter auszubauen.

„Es handelt sich um eine Aktion von höchster Geheimhaltungsstufe“, erklärte er. „Unsere Gegner haben uns überrascht und den Transgleiter gestohlen. Wir waren gezwungen, so zu handeln, wie wir es getan haben. Sie können sich darauf verlassen, daß mein Ministerium alle Schäden, die eingetreten sind, großzügig und schnell ausgleichen wird. Vorausgesetzt, Sie helfen uns mit Gleitern aus, damit wir die Verfolgung unserer Gegenspieler so bald wie möglich aufnehmen können.“

„Warten Sie einen Moment“, bat der Offizier. „Ich muß das alles mit meinen Vorgesetzten besprechen.“

Payne Hamiller hatte gehofft, daß man ihn und seine Begleiter augenblicklich freilassen würde. Doch nun weitete sich alles immer weiter aus. Eine unbürokratische Lösung, schien nicht in Sicht zu sein, und die Wahrscheinlichkeit, daß die Öffentlichkeit informiert wurde, wurde immer größer.

Hamiller dachte an den Transportgleiter, dessen Vorsprung mittlerweile nahezu uneinholbar wurde, zumal niemand sagen konnte, in welche Richtung er sich entfernt hatte.

\*

Czerk Matzlew glaubte dem Mädchen an seiner Seite nicht. Er war davon überzeugt, es mit einer Geisteskranken zu tun zu haben. Gar zu abenteuerlich war ihre Behauptung, sie sei Persephone, die Tochter der Demeter. Aus diesem Grund hielt er es auch nicht für notwendig, sie eingehender zu befragen. Mehr denn je hielt er an der Erklärung fest, daß das Mädchen von Hamiller informiert worden war.

Der Gleiter jagte mit einer Geschwindigkeit von nahezu 300km/h nach Süden. Matzlew folgte dem fünfundzwanzigsten Längengrad, weil er davon ausging, daß auch Hamiller sich auf dieser günstigsten Fluglinie bewegt hatte. Er hielt ständig Ausschau nach dem Lastengleiter, der irgendwo vor ihm sein mußte.

Das Mädchen an seiner Seite schwieg. Sie wußte, daß er auf der Spur Demeters war, und das genügte ihr.

Als der neue Tag anbrach, hatte Matzlew den Großraumtransporter noch immer nicht gefunden. Seine Hoffnung sank. Er war davon ausgegangen, daß er Hamiller spätestens im Morgengrauen einholen würde.

30

„Warum sehen wir den Gleiter nicht?“ fragte das Mädchen.

Matzlew blickte sie an. Er erschrak. Ihre Augen musterten ihn so kalt, daß er erschauerte.

„Vielleicht hat Hamiller es sich anders überlegt“, entgegnete er mit belegter Stimme. „Vielleicht hat er mich belogen und fliegt gar nicht nach Südafrika, sondern irgendwo anders hin.“

„Nehmen Sie Funkverbindung mit ihm auf“, befahl sie. „Er muß antworten.“

Czerk Matzlew wußte plötzlich, daß Hamiller sich nicht melden würde. Er sah völlig klar. Der Terranische Rat hatte ihm Demeter aus egoistischen Gründen entzogen und würde ihm jeden weiteren Zugang zu ihr verwehren.

„Angesichts der Tatsache, daß Sie Persephone sind, wissen Sie erstaunlich viel über unsere moderne Technik“, bemerkte er und versuchte, sich durch Ironie ein gewisses Übergewicht zu schaffen.

„Ich habe diesen Körper übernommen, der Jandra Kays gehörte“, erklärte sie ruhig. „Ich weiß, was sie weiß.“

Nun war Matzlew gänzlich davon überzeugt, daß sie den Verstand verloren hatte. Wo-



her, so fragte er sich, sollte wohl das Bewußtsein oder der Geist der Persephone kommen? Hatte er sich über Jahrtausende hinweg irgendwo versteckt, um dann eines Tages ein Mädchen namens Jandra Kays zu übernehmen?

„Sie glauben mir nicht“, stellte das Mädchen nüchtern fest, „aber das spielt keine Rolle. Sie werden dennoch tun, was ich will.“

„Und wenn ich es nicht tue?“ fragte er.

„Dann werfe ich Sie hinaus“, eröffnete sie ihm so hart und energisch, daß er ihr vorbehaltlos glaubte.

„Also gut“, sagte er. „Ich werde versuchen, Hamiller zu erreichen.“

Er beugte sich nach vorn, um das Videogerät einzuschalten, als er den Gleiter entdeckte. Der Großraumtransporter flog tief unter ihnen. Er befand sich über dem Viktoriasee und bewegte sich mit mäßiger Geschwindigkeit in südwestlicher Richtung.

„Da ist er“, rief Matzlew. „Das ist der Gleiter, den wir suchen.“

„Gehen Sie nach unten“, befahl das Mädchen. „Sofort.“

Dieser Aufforderung hätte es nicht bedurft. Der Archäologe verringerte die Geschwindigkeit der Maschine bereits und ließ sie gleichzeitig steil abfallen. Rasch näherte er sich dem Transporter.

„Ich möchte wissen, warum sie sich soviel Zeit lassen“, sagte er nachdenklich. „Das paßt doch nicht zusammen!“

„Ich fühle, daß Demeter in der Maschine ist“, eröffnete ihm das Mädchen. „Nähern Sie sich dem Gleiter von hinten, so daß sie uns nicht sehen können.“

„Was haben Sie vor?“ fragte er.

„Ich werde umsteigen“, antwortete sie. „Auf der Oberseite des Lasters befinden sich mehrere Fenster. Ich werde eines davon öffnen und hineinklettern. Alles Weitere ergibt sich dann.“

Matzlew gehorchte, da er den Plan für gut hielt. Er selbst hoffte, auf gleiche Weise in den Lastengleiter zu kommen.

Er näherte sich dem Großraumtransporter von hinten. Wie ein riesiges, graues Ei wuchs die Maschine vor ihnen auf. Der Archäologe zog den Gleiter etwas höher und paßte die Geschwindigkeit der des Transporters an. Jetzt senkte er die Flugkabine ab, bis er sich etwa einen halben Meter über dem Laster befand.

Das Mädchen öffnete die Tür. Der Wind zerzauste ihr Haar, doch das störte sie nicht. Sie rutschte durch die Tür und hielt sich fest, bis ihre Füße das Dach des Großgleiters berührten. Sie beugte sich weit nach vorn, um vom Fahrtwind nicht weggerissen zu werden.

31

Dann kämpfte sie sich bis zu einem Fenster vor. An einem Scharnier fand sie ein wenig Halt.

Matzlew stieg nun ebenfalls aus. Er erschrak, als er merkte, wie heftig der Wind ihn packte. Für einen kurzen Moment schien es, als würde er umgeworfen. Doch er klammerte sich an der offenen Tür fest, bis er sich auf die neue Situation eingestellt hatte. Dann kroch er auf allen Vieren zu dem Mädchen hinüber, das inzwischen mit der bloßen Faust das Fenster zerschlagen hatte.

„Verschwinden Sie“, schrie sie ihm zu.

„Ich bleibe“, erwiderte er. „Glauben Sie, ich bin Hamiller gefolgt, um dann doch nicht um-zusteigen?“

„Ich befehle Ihnen abzuhausen. Niemand wird mich begleiten.“

Matzlew hatte sie erreicht. Er schüttelte den Kopf und streckte die Hand nach dem

offenen Fenster aus.

„Machen Sie keinen Unsinn“, bat er. „Allmählich wird es ungemütlich hier draußen.“

„Sie begreifen überhaupt nichts“, schrie sie. Ihre Augen funkelten zornig. „Sie hätten gehorchen sollen!“

Sie stützte sich mit beiden Händen auf, fuhr herum und stieß mit beiden Füßen gleichzeitig nach dem Archäologen. Sie traf Matzlew an der Schulter und schleuderte ihn zur Seite. Der Wissenschaftler rutschte über die glatte Oberfläche des Großraumgleiters. Er schlug mit Armen und Beinen um sich, um irgendwo Halt zu finden, doch vergeblich.

Das Mädchen blickte ihm nach, bis er aus ihrem Sichtfeld verschwand. Sie hörte seine verzweifelten Schreie, aber diese ließen sie kalt. Sie hatte keinerlei Schuldgefühle, da sie meinte, Matzlew ausreichend gewarnt zu haben.

Sie stieg durch das Fenster.

6.

Payne Hamiller blickte die Polizeioffiziere erwartungsvoll an, als sie aus dem Nebenraum zurückkamen. Er glaubte, daß nun die erlösenden Worte kommen würden, mit denen sie ihm mitteilen würden, daß er weiterfliegen durfte.

Doch er irrte sich.

Der Videoschirm erhellte sich, und das Gesicht Julian Tiffors zeichnete sich darauf ab. Der Erste Terraner blickte ihn überrascht an. Er begrüßte freundlich.

„Was in aller Welt machen Sie in Nairobi?“ fragte er dann.

„Das ist eine lange Geschichte“, entgegnete Hamiller, der sich nun wieder völlig unter Kontrolle hatte. „Alles geht von den Entdeckungen aus, die wir auf Kreta gemacht haben. Ich habe Ihnen bereits einige Informationen gegeben. Ein Teil der Funde lasse ich aus wissenschaftlichen und aus Gründen der Sicherheit in ein Forschungsinstitut bringen. Da-bei hat es eine Panne gegeben. Wir werden hier aufgrund eines Mißverständnisses auf-gehalten.“

Hamiller lächelte entschuldigend.

„Obwohl man mich direkt gewählt hat, scheine ich doch nicht so bekannt zu sein, wie ich mir eingebildet habe. Wir mußten in Nairobi wegen eines technischen Defekts zwischen-landen.“

Julian Tiffor schien nicht argwöhnisch zu sein. Er kannte die größtenteils noch chaotischen Zustände auf der Erde. Täglich trafen terranische Siedler aus allen Teilen der Gala-xis ein. Sie mußten eingegliedert werden. Dabei kam es ständig zu Reibereien zwischen den Behörden, den bereits angesiedelten Menschen und den Rückkehrern. Überall auf der Erde waren Spezialisten im Einsatz, die dafür zu sorgen hatten, daß es nicht zu gewalttä-

32

tigen Auseinandersetzungen kam. Diese drohten vor allem überall dort, wo sich kriminelle Elemente Vorteile zu verschaffen suchten.

„Ich denke, das genügt“, sagte Tiffor. „Man wird Sie freilassen.“

Er nickte Hamiller freundlich zu und schaltete ab. Der Terranische Rat für Wissenschaften atmete auf. Er blickte die Polizeioffiziere fragend an.

„Sie haben sich nicht gerade geschickt verhalten“, erklärte einer von ihnen.

„Schon gut“, entgegnete Hamiller. „Ersparen wir uns Erläuterungen und Entschuldigungen. Uns kommt es nur darauf an, den entführten Transporter so schnell wie möglich zu finden und sicherzustellen.“

„Wir werden Ihnen helfen“, versprachen die Polizisten.

Eine halbe Stunde später stiegen vierzig Gleiter auf und begannen mit der Suche nach dem Transporter. Payne Hamiller flog als einziger allein in seiner Maschine. Er tippte die Kodezahl Boyt Margors ein, als er sich einige Kilometer von Nairobi entfernt hatte.

Der Albino meldete sich. Hamiller berichtete, was vorgefallen war. Er fürchtete, daß Boyt Margor ihn mit zornigen Worten maßregeln würde, doch das war nicht der Fall. Der Mutant blieb ruhig.

„Ich bin sicher, daß Demeter bald wieder in Ihrer Hand sein wird“, sagte er, als Hamiller ihn umfassend informiert hatte. „Geben Sie mir danach sofort Bescheid.“

In seinen nachtblauen Augen blitzte es drohend auf.

„Ich verlasse mich auf Sie“, schloß er und schaltete ab.

Kaum eine Minute später lief bei ihm die Nachricht ein, daß man den Großtransporter entdeckt hatte. Einer der Polizisten berichtete, daß er die Maschine über dem Viktoriasee gesichtet habe.

Erleichtert beschleunigte der Wissenschaftler. Die Maschine raste mit hoher Geschwindigkeit auf den See zu, und schon bald sah er den Transporter, der gemächlich nach Süden trieb, so als habe die Besatzung nichts zu befürchten.

„Setzen Sie Paralysestrahler ein“, befahl Hamiller.

Sämtliche Polizeimaschinen blieben hinter dem Lastengleiter außerhalb des Blickwinkels der Besatzung.

„Wir haben den vorderen Teil des Transporters mit Lahmstrahlen bestrichen“, meldete einer der Polizisten.

„Ausgezeichnet“, erwiderte Hamiller. „Das genügt. Alles Weitere übernehmen wir.“

Er flog näher an den Lastengleiter heran. Von allen Seiten näherten sich die mit Wissenschaftlern besetzten Maschinen, während die Polizisten abbogen und nach Nairobi zurückkehrten.

Hamiller setzte seinen Gleiter auf dem Dach des Großraumtransporters direkt neben einem zerstörten Fenster auf und verankerte ihn mit einer Magnetschaltung. Er wußte, daß der Stahlmantel des Lasters in diesem Moment wie unter einem Hammerschlag erdröhnte, aber das war bedeutungslos. Die Besatzung war paralysiert worden und konnte auf dieses Alarmsignal nicht mehr reagieren.

Neben Hamiller setzten vier andere Gleiter auf und verankerten sich ebenfalls. Die Maschinen bildeten einen schützenden Halbkreis um das zerbrochene Fenster, so daß er aussteigen konnte, ohne befürchten zu müssen, vom Fahrtwind weggerissen zu werden.

Geduckt eilte Hamiller zum Fenster und kletterte hindurch. Die anderen Wissenschaftler folgten ihm.

Der Terranische Rat für Wissenschaften lief zuerst zum Laderaum, um sich davon zu überzeugen, daß Demeter nichts geschehen war. Erleichtert stellte er fest, daß sie nach wie vor ruhig und entspannt in ihrem Schrein lag.

„Alles ist in Ordnung“, sagte Reginald Brindley. „Sehen wir vorn nach.“

33

Zusammen mit Hamiller ging der Pilot zur Flugkanzel, in der Eawy ter Gedan, Dun Vapi-do und Bran Howatzer paralysiert in den Sesseln lagen.

„Kennen Sie sie?“ fragte Brindley.

Hamiller schüttelte den Kopf.

„Ich habe sie nie gesehen“, antwortete er. „Und ich habe auch keine Ahnung, warum sie den Gleiter gestohlen haben.“

Er beugte sich über die Mutanten und drückte ihnen die Lider zu, damit die Augen

nicht austrockneten.

„Wir setzen sie am Rand des Sees ab“, entschied er.

„Wollen Sie sie nicht verhören?“ fragte Brindley überrascht.

„Das bringt uns nicht weiter“, erwiderte Hamiller. „Uns interessiert nur Demeter und sonst nichts. Wer auch immer sie sein mögen, von Demeter haben sie bestimmt nichts gewußt.“

Die anderen Paratender Boyt Margors drangen bis zur Kanzel vor. Hamiller wies sie an, die drei Paralysierten aus der Kanzel zu entfernen. Reginald Brindley übernahm das Steuer. Er ließ den Laster absinken und landete am südlichen Ufer des Viktoriasees.

Hamiller sorgte dafür, daß die Paralysierten ausgeladen wurden. Er kam jedoch nicht auf den Gedanken, den Laster bis in alle Winkel zu durchsuchen.

\*

Jandra Kays-Perse blickte zum Gleiter zurück, der noch immer über dem Laster schwebte. Ihr wurde klar, daß sie die Maschine irgendwie entfernen mußte, damit sie sich durch sie nicht verriet. Sie kletterte durch das Fenster auf das Dach des Transporters zurück und stemmte sich mit dem Rücken gegen den kleinen Gleiter. Dieser gab nach und trieb langsam ab.

Das Mädchen kletterte nun erneut durch die Luke nach unten. Sie tastete sich durch einen kleinen Raum zu einer Tür und von hier aus über eine Treppe zum Laderaum. Von einem stützenden Gerüst umgeben, erhob sich vor ihr das Lebenserhaltungssystem der Demeter.

Das Mädchen hastete eine Treppe hoch, bis sie die schlafende Demeter sehen konnte. Tränen stiegen ihr in die Augen, als sie ihre Hände am transparenten Schrein abstützte. Für einen kurzen Moment glaubte sie, Demeter werde die Augen aufschlagen und sie ansehen. Doch dann merkte sie, daß sie sich getäuscht hatte.

Unendlich erleichtert stellte sie fest, daß die Wissenschaftler keine Fehler gemacht hatten. Sie hatten das Lebenserhaltungssystem aus dem Boden gelöst, ohne irgend etwas zu beschädigen.

Plötzlich vernahm sie Schritte.

Sie raste die Treppe hinunter und warf sich hinter einen Transportbehälter, der seitlich neben dem Schrein mit seinem Unterbau stand. Aus dieser Deckung heraus beobachtete sie ein schlankes Mädchen, das aus dem vorderen Teil des Transporters kam. Sie hatte braune Haare, die sie am Hinterkopf mit einem grünschillernden Metallreif zusammenhielt. Sie hatte den Gesichtsschnitt einer Eurasierin mit dunklen, ausdrucksvollen Mandelaugen.

Jandra verfolgte, wie das Mädchen die Treppe hochstieg und Demeter einige Minuten lang nachdenklich betrachtete. Dann kehrte sie wieder nach vorn in die Kanzel des Großraumtransporters zurück.

Jandra Kays-Perse überlegte. Ursprünglich hatte sie vorgehabt, die Besatzung der Maschine auszuschalten, irgendwo in der Nähe einer Stadt zu landen und Demeter aufzuwecken. Jetzt erschien es ihr besser abzuwarten. Sie wollte erst wissen, wie groß die Besatzung war und wohin der Lastengleiter flog.

34

Sie erhob sich, als sie wieder allein war, und durchsuchte die hinteren Räume der Maschine, in denen sich jedoch niemand aufhielt. Als sie wieder in den Laderaum gehen wollte, hörte sie Stimmen. Vorsichtig schob sie die Tür einen Spalt weit auf und spähte hindurch. Mehrere Männer kamen von oben und eilten zur Kanzel.

Sie begriff.

Lautlos zog sie sich in den Maschinenraum zurück und suchte sich ein Versteck.

\*

Eawy ter Gedan löste sich als erste wieder aus der Paralyse. Sie zwang sich dazu, so früh mit gymnastischen Übungen zu beginnen, wie es ihr möglich war. Der Erfolg zeigte sich bald. Sie stand schon auf den Beinen, als Bran Howatzer und Dun Vapido gerade in der Lage waren, die Augen zu öffnen.

Die drei Mutanten befanden sich auf einer Halbinsel, die weit in den See hineinragte. Kaum zwanzig Meter von ihnen entfernt ruhten mehrere große Krokodile am Ufer. Die Raubtiere zeigten nicht das geringste Interesse für sie. Dennoch hielt die Mutantin es für besser, Bran Howatzer und Dun Vapido aus ihrer Nähe zu entfernen. Sie schleppte nach-einander beide von der Halbinsel herunter, weil sie glaubte, daß sie im Busch sicherer waren. Sie änderte ihre Meinung, als sie einen Leopard entdeckte, der im Geäst eines Baumes schlief.

In aufsteigender Panik begann sie nun, die beiden Männer abwechselnd zu massieren, um sie rascher aus der Paralyse zu lösen. Doch noch mehr als eine Stunde verstrich, bis Howatzer und Vapido laufen konnten.

„Ich habe davon gehört, daß es in Afrika Wildgebiete geben soll“, sagte sie, als sie sich zusammen mit den beiden Männern auf den Weg machte. „Hier scheint es aber von ge-fährlichen Tieren geradezu zu wimmeln. Wie ist so etwas möglich?“

„Dieses Gebiet war lange Zeit unbewohnt“, antwortete Howatzer. „Die Tiere hatten Zeit, sich zu vermehren. Mich stören sie nicht. Sie scheinen ganz friedlich zu sein.“

„Hoffentlich bleibt das so“, sagte sie. „Mir wäre wohler, wenn ich eine Waffe hätte.“

„Wir werden uns Waffen besorgen“, erklärte Vapido. „Und dann werden wir besser aufpassen. Wir dürfen uns nicht noch einmal überrumpeln lassen, denn beim nächsten Mal ist Hamiller bestimmt nicht mehr so leichtsinnig, uns freizulassen.“

Sie entdeckten die Ruinen einer Siedlung, die teilweise vom Urwald überwuchert war. Ein riesiger Roboter arbeitete daran, die Straßen aufzureißen, durchzuwühlen, mit Pflanzenvernichtungsmitteln zu versehen und danach zu planieren und mit einer Oberflächen-schicht zu bedecken. Er war das einzige Zeichen dafür, daß die Siedlung wieder erschlossen werden sollte.

Die drei Mutanten wichen ihm vorsorglich aus und durchsuchten das Dorf. Dun Vapido entdeckte in einem Schuppen eine verrostete Antigravplattform, deren Batterie noch eine ausreichende Ladung besaß.

„Damit kommen wir schneller voran“, rief er den anderen zu. Sie stiegen zu ihm auf das Fluggerät, das mit einem Steuerknüppel gelenkt wurde.

Kurz vor Einbruch der Dunkelheit erreichten sie die Stadt Tabora, in der sie einen Ferngleiter mieten und sich Verpflegung kaufen konnten. Hier waren die Erschließungsarbeiten weit fortgeschritten. Große Teile der Stadt waren schon bewohnt. Es bestanden sogar bereits Kabelverbindungen zu den Computern der Informationszentren der großen Städte.

Bran Howatzer hatte die entscheidende Idee, sich über alle Forschungseinrichtungen in Südafrika zu informieren. Auf dem Videoschirm erschienen etwa einhundert Punkte, von denen jeder ein bestehendes Forschungszentrum anzeigte.

35

„Du meine Güte“, sagte Vapido stöhnend. „Wie sollen wir Hamiller unter diesen Umständen finden?“

„Abwarten“, entgegnete Howatzer. Er fragte nun die Forschungsstätten ab, die noch nicht wieder in Betrieb genommen worden waren. Dieses Mal erschienen nur sieben

Punkte auf dem Bildschirm.

„Dieses Institut bei Durban liegt am weitesten im Norden“, sagte der Pastsensor. „Das nehmen wir uns zuerst vor.“

\*

Die Forschungsanlage befand sich auf einem ausgedehnten Gelände im Westen von Durban. Payne Hamiller brach das Siegel am Haupteingang mit seiner ID-Karte und meldete kurz darauf nach Terrania City, daß er die Anlage übernommen habe.

Während die Wissenschaftler den Schrein der Demeter in eine der Hallen brachten, kam ein Anruf aus Terrania City, wo man augenblicklich auf die Nachricht Hamillers reagiert hatte.

Einer seiner Mitarbeiter war am Gerät.

„Sie werden dringend in Terrania-City benötigt“, teilte ihm der Sekretär mit. „Die HANZARO ist hier eingetroffen. An Bord befindet sich Harno. Tiffloor möchte Sie dabei haben, wenn versucht wird, Harno zu helfen.“

„Gut“, entgegnete Hamiller. „Ich komme.“

Er schaltete ab und blieb nachdenklich vor dem Gerät stehen. Ihm gefiel der Gedanke, Demeter allein zu lassen, überhaupt nicht. Er hatte das Gefühl, daß es unverantwortlich von ihm war, wenn er sie nicht ständig selbst überwachte. Doch jetzt konnte er nicht anders. Wenn Tiffloor ihn nach Terrania-City rief, dann mußte er Durban verlassen.

Er informierte die anderen Wissenschaftler und eilte aus der Halle zu einem Parkplatz, um mit einem Gleiter nach Durban zu fliegen, wo er einen schnellen Stratogleiter nehmen wollte. Als er sich seinem Gleiter näherte, landete eine andere Maschine. Hamiller blieb stehen, um zu sehen, wer damit gekommen war. Er konnte den Mann hinter den spiegeln-den Scheiben nicht erkennen. Dann aber öffnete sich die Seitentür, und ein türkisarbener Haarschopf tauchte aus der Kabine auf.

Boyt Margor!

Der parasensible Motivlenker ging auf Payne Hamiller zu, wobei er ihn zwingend anblickte, so daß es Hamiller unmöglich war, sich von der Stelle zu bewegen.

„Sie haben Glück gehabt, daß alles noch einmal gutgegangen ist“, sagte Margor. „Fordern Sie von den Behörden in Durban sofort Hilfskräfte an. Ich will, daß das ganze Gelände von Wachen abgesichert wird.“

Hamiller wollte einwenden, daß er dringend nach Terrania-City mußte, doch der Mutant ließ ihn einfach stehen und ging in das Forschungsinstitut. Der Wissenschaftler brachte nicht die Kraft auf, ihm zu folgen und ihn zu bitten, den Auftrag einem anderen zu erteilen. Er stieg mit un gelenkten Bewegungen in einen Gleiter und startete.

In Durban eilte er zu den Verwaltungsbehörden, um Wachmannschaften anzufordern.

\*

„Und wie beschaffen wir uns Waffen?“ fragte Bran Howatzer etwa zur gleichen Zeit. „Oder habt ihr vor, Boyt Margor ohne Waffen anzugreifen, falls wir ihn finden sollten?“

„Natürlich nicht“, erwiderte Eawy ter Gedan. „Darüber habe ich schon die ganze Zeit nachgedacht. Überall in den kleinen Nestern in diesem Gebiet gab es früher Polizeistatio-

36

nen. In diesen müssen noch Waffen vorhanden sein. Wir können sie uns holen, solange sich noch niemand darum kümmert.“

„Wir werden es versuchen“, entschied Dun Vapido. Er saß am Steuer des gemieteten Gleiters und flog auf Durban zu. Nur noch knapp eine Flugstunde trennte sie von ihrem Ziel.

Howatzer rief eine Landkarte des Bezirks ab, den sie überquerten. Er dirigierte Vapido zu mehreren kleinen Ortschaften. Doch zunächst hatten sie kein Glück. Wohin sie auch kamen, überall hatten die Aufbauarbeiten schon begonnen. Als sie noch etwa fünfzig Kilometer von Durban entfernt waren, erreichten sie eine kleine Siedlung, die in einem Tal lag. Hier sah noch alles verwildert aus.

„Das ist genau richtig für uns“, sagte Howatzer. „Wir versuchen es.“

Vapido verringerte die Geschwindigkeit und ließ den Gleiter in niedriger Höhe über die Dächer der Ortschaft hinwegtreiben, bis sie ein Haus entdeckten, das die verwitterte Aufschrift Polizei trug. Dun Vapido setzte den Gleiter mitten in einem Gebüsch vor dem Haus ab.

„Also dann“, sagte der Pastsensor. „Wohl ist mir nicht dabei. Wir benehmen uns nicht gerade wie vorbildliche Gäste auf der Erde, aber das wird sich hoffentlich bald ändern.“

„Wir hätten uns nicht überrumpeln lassen dürfen“, bemerkte das Relais. „Ich war fest da-von überzeugt, daß Margor sich zuerst melden würde.“

„Für Klagegesänge ist es zu spät“, stellte Vapido fest. „Wir müssen realistischer und konsequenter handeln. Deshalb brauchen wir die Waffen. Also - los.“

Er stieg aus und kämpfte sich durch das Gebüsch zur Polizeistation hinüber. Howatzer und das Mädchen folgten ihm. Der PSI-Analytiker brach die Tür auf. Der verwitterungsan-fällige Kunststoff gab bereits beim ersten Versuch nach.

„Hier sind Stahlschränke“, rief Vapido, als er in einen der drei Räume im Innern des Gebäudes eingedrungen war. „Ich brauche Werkzeug aus dem Gleiter.“

Howatzer kehrte wortlos zur Maschine zurück und holte einen Werkzeugkasten. Vapido wählte einen großen Stahlschlüssel aus, setzte diesen an die Schranktüren und brach sie auf. Im Schrank befanden sich Paralysestrahler verschiedener Größe.

„Bedient euch“, rief der PSI-Analytiker. „Wer weiß, wann sich noch einmal eine solche Gelegenheit für uns ergibt.“

Er wählte einen handlichen Strahler aus, den er leicht unter der Jacke verbergen konnte. Eawy ter Gedan gab er eine noch kleinere Waffe, nachdem er die Energiekammer über-prüft hatte.

„Das reicht für wenigstens fünf Schüsse“, erklärte er. „Damit müssen wir zunächst auskommen. Vielleicht können wir später neue Batterien kaufen.“

Bran Howatzer sah sich unzufrieden in der Station um, fand jedoch nichts, was er gebrauchen konnte.

„Wir müssen unbedingt einen Energiestrahler haben“, sagte er. „Wir brauchen wenigstens eine Waffe mit tödlicher Wirkung für Boyt Margor. Oder wollt ihr ihn mit bloßen Händen umbringen?“

Dun Vapido betrachtete seine Hände. Er hatte lange, knochige Finger.

„Wenn mir gar nichts anderes übrigbleibt, muß ich es eben damit tun“, entgegnete er. „Gibt es hier nicht einmal ein Messer?“

Howatzer schüttelte den Kopf.

„Nichts. Wir hatten Glück, wenigstens die Lähmstrahler zu finden.“

Die Mutanten beschlossen, alle Waffen mitzunehmen, obwohl sie nicht alle benötigten. Sie hielten jedoch eine gewisse Reserve für notwendig.

Eine halbe Stunde später schrie Bran Howatzer, der am Steuer des Gleiters saß, erregt auf.

37

„Das ist der Transporter“, rief er. „Wir haben Hamiller gefunden.“

\*

„Ich will sie sehen“, rief Boyt Margor. „Sofort!“

Er stand am Eingang einer Halle, in deren Mitte die Wissenschaftler ein Stahlgerüst errichtet hatten. Dieses umspannte die Anlage der Demeter. Der transparente Schrein lag unter einem dunklen Tuch verborgen.

Einer der Wissenschaftler zog das Tuch zur Seite. Ein anderer schaltete mehrere Deckenscheinwerfer an, die auf den Schrein gerichtet waren. Boyt Margor atmete auf. Er ging langsam auf die Treppe zu und stieg sie hinauf. Mit einer energischen Geste scheuchte er zwei Wissenschaftler vom Gerüst, die neben dem Schrein stehengeblieben waren. Er wollte allein sein.

Er wartete, bis sie die Treppe hinuntergeeilt waren, dann wandte er sich der schlafenden Demeter zu.

Der Atem stockte ihm.

Das seltsame Wesen im Schrein übte eine tiefe Faszination auf ihn aus. Margor konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß diese Frau gar nicht schlief, sondern nur für kurze Zeit die Augen geschlossen hatte. Unwillkürlich wartete er darauf, daß sie sie öffnen und ihn ansehen würde.

Boyt Margor hatte zunächst überhaupt nichts über Demeter und ihren Ursprung, über ihre Bedeutung und ihren über Jahrtausende wirksamen Einfluß gewußt. Nachdem Payne Hamiller ihn über den Fund unterrichtet hatte, hatte er alle sich ihm bietenden Informationsquellen über Demeter ausgelotet.

Er glaubte, die Frau gefunden zu haben, die ihn auf seinem Weg zur absoluten Macht über die Völker der Galaxis begleiten sollte. Er war überzeugt davon, daß er eine Frau brauchte, die die Massen faszinieren konnte und die von Geheimnissen umwoben war.

Aber nicht nur das fesselte ihn an Demeter.

Er wußte, daß sie auch ein bestimmtes Verhältnis zur Macht hatte, und er glaubte, mit ihr zusammen seine Ziele eher erreichen zu können.

Er hielt es sogar für möglich, daß sie über Fähigkeiten verfügte, durch die sie sich im Allertum hatte zur Göttin aufschwingen können. Warum sollte er diese Fähigkeiten nicht nutzen? Warum sollte es ihm nicht möglich sein, Demeter zu seiner ihm sklavisch ergebenden Paratenderin zumachen?

„Wir werden den Schrein öffnen“, rief er den Wissenschaftlern zu. „Demeters Schlaf ist zu Ende.“

7.

Der Flug nach Terrania-City glich einem Flug in eine andere Welt. Nirgendwo waren die Aufbauarbeiten so weit fortgeschritten wie hier. Das wurde Payne Hamiller in aller Deutlichkeit bewußt, als er in einem Zubringergleiter über die Dächer der terranischen Metropole hinwegflog. Terrania machte den Eindruck einer weitgehend intakten Stadt.

Hamiller landete auf dem Parkdach seines Ministeriums und stieg hier in eine andere Maschine um, die ihn nach Imperium-Alpha brachte.

Voller Unbehagen ließ Hamiller sich in die unterirdische Anlage bringen. Er war sich dessen nicht ganz sicher, ob es wirklich um das Kugelwesen Harno ging oder ob Tifflor ihn nur unter dem Vorwand hergelockt hatte, Harno benötigte Hilfe.

Lange Zeit hatte der Wissenschaftler immer wieder versucht, Julian Tifflor darüber zu informieren, daß Boyt Margor ihn beherrschte. Er hatte den Ersten Terraner um Hilfe bitten

38

wollen, aber es war ihm nicht gelungen, die entscheidenden Worte über die Lippen zu bringen. Irgend etwas in ihm hatte ihn daran gehindert, etwas über Boyt Margor zu



sagen.

Jetzt war alles anders.

Hamiller fürchtete sich davor, daß Tiffloor etwas entdecken würde. Er hatte ihn hintergan-gen. Längst hätte er ihn über Demeter informieren müssen, doch er hatte es nicht getan, um das Geheimnis für Margor zu bewahren.

Verstohlen blickte Hamiller den Offizier neben sich an, der ihn durch die Gänge von Im-perium-Alpha führte. Barg dieser Mann einen PEW-Mutanten in sich? Versuchte dieser vielleicht gerade in diesen Sekunden, ihn telepathisch auszuloten?

Payne Hamiller hatte sich längst darüber Gedanken gemacht, wie eine Begegnung zwischen ihm und einem Telepathen aussehen würde. Er war sich dessen ziemlich sicher, daß Boyt Margor vorgesorgt und ihn mit einem Parablock versehen hatte, der ihn schützte. Immer wieder sagte er sich, daß es nicht anders sein konnte, da er den Mutanten sonst hilflos ausgeliefert gewesen wäre.

War es aber wirklich so, wie er meinte?

Hatte Margor sich nicht geirrt? Und mußte es den Mutanten nicht auffallen, wenn er teil-weise oder gar völlig immun war gegen ihre Sondierungen?

Payne Hamiller wußte es nicht, und diese Ungewißheit machte ihn unsicher. Er bewegte sich nicht so ruhig und besonnen wie gewöhnlich, und er sprach schneller als sonst. Der Blutdruck war höher als normal, und die Pulsfrequenz lag ebenfalls über dem sonstigen Wert.

Sicherlich hatte Margor ihn gegen Telepathen abgeschirmt. Wie aber war es mit Andre Noir? Konnte dieser als Gefühlsorter seinen Erregungszustand erfassen? Spürte dieser, daß sein vegetatives Nervensystem auf die Gefahrensituation reagierte?

Payne Hamiller versuchte, sich abzulenken und nicht ständig an die PEW-Mutanten zu denken.

Vielleicht vertraute Julian Tiffloor ihm nach wie vor voll und ganz? Der Erste Terraner hat-te unglaublich viel zu tun. Er hatte ein Arbeitspensum von bis zu zwanzig Stunden am Tag und hätte diese Tortur wohl ohne Zellaktivator nicht überstanden.

Blieb Tiffloor bei dieser unglaublichen Belastung noch Zeit, über ihn nachzudenken? Wa-ren Tiffloor überhaupt jene Ungereimtheiten aufgefallen, von denen er meinte, sie mußten ihn verraten haben?

Hamiller spürte, daß er sich auch auf diese Weise nicht beruhigen konnte. Er versuchte, auch diese Gedanken zu verdrängen, doch das gelang ihm nicht.

Der Weg bis hin zu dem Raum, in dem Harno lag, schien endlos zu sein. In Hamiller stieg bereits der Verdacht auf, daß der Offizier an seiner Seite ihn absichtlich auf langen Irrwegen zum Ziel führte, damit Betty Toufry Gelegenheit hatte, ihn zu prüfen.

Er verwarf diesen Gedanken jedoch sogleich wieder als unsinnig, weil er wußte, daß Betty derlei Mätzchen nicht nötig hatte. Sie konnte ihn telepathisch sondieren, auch wenn er weit von ihr entfernt war.

Ein Schott öffnete sich vor ihm. Er betrat einen abgedunkelten Raum, in dessen Mitte ein Podest mit einem Kissen stand. Auf diesem Kissen lag eine kleine Kugel, die eine trüb-graue Oberfläche hatte.

Harno, das Wesen aus Zeit und Raum.

Daneben standen Julian Tiffloor und Homer G. Adams.

Als Payne Hamiller Adams sah, wurde ihm schlagartig klar, daß dieser die Telepathin Betty Toufry in sich barg. Er hatte keinerlei Beweis für diese Annahme, zweifelte jedoch nicht im geringsten daran, daß Adams die parapsychischen Vorteile Bettys nutzte.

Hamiller grüßte, wobei er sich darüber ärgerte, daß diese Geste übertrieben freundlich

ausfiel. Er konnte jedoch nicht verhindern, daß er damit seine Unsicherheit zu übertün-  
39

chen versuchte. Er nahm sich vor, sich mit Bemerkungen jeglicher Art zurückzuhalten, um sich nicht zu verraten.

„Ist Harno tot?“ fragte er und wandte sich dem Kugelwesen zu.

„Glücklicherweise nicht“, antwortete Tifflor. „Er scheint jedoch grenzenlos erschöpft zu sein.“

Hamiller betrachtete das Kugelwesen. Er konnte keinerlei Lebenszeichen erkennen.

„Was ist geschehen?“ fragte er. „Wollte Harno nicht auf Gää bleiben, um sich dort auf ir-gend etwas vorzubereiten? Ich erinnere mich, daß er so etwas gesagt hat.“

Homer G. Adams berichtete, wie er Harno gefunden hatte. Payne Hamiller hörte mit wachsendem Unbehagen zu.

Er blickte Adams an, weil er das Gefühl hatte, daß dieser ihn nicht aus den Augen ließ. Zeichnete sich nicht so etwas wie Mißtrauen auf dem Gesicht von Adams ab? Hamillers Unsicherheit wuchs.

Adams berichtete mit leiser Stimme von den Ereignissen auf Mugnammor.

„Auf der Oberfläche von Harno zeichnete sich deutlich das Innere eines Tempels ab. Da war eine Statue, die von mehreren Personen angebetet wurde. Das heißt, zunächst glaubte ich, daß es eine Statue war, doch dann bewegte sie sich, und ich erkannte, daß Harno mir eine Frau zeigte. Die Feiernden im Tempel gerieten in Ekstase. Danach erlosch das Bild. Ich glaube, gehört zu haben, wie die Menschen im Tempel Demeter, Demeter riefen.“

Homer G. Adams setzte sich in einen Sessel, der dicht neben dem Sockel stand.

„Demeter war die griechische Göttin der Fruchtbarkeit. Fruchtbarkeit im Sinne des Ackerbaus“, fügte er hinzu.

„Das ist mir bekannt“, entgegnete Hamiller, der Mühe hatte, seine Stimme unter Kontrolle zu bringen. Er erschauerte, und sein Unbehagen steigerte sich zum Schrecken.

„Es ist phantastisch“, sagte Julian Tifflor leise, „aber Harno wollte uns auf seine Art zwei-fellos warnen.“

Hamiller antwortete nicht, weil er nicht wußte, was er sagen sollte. Tifflor hatte recht. Harno hatte auf seine Art gewarnt. Er hatte nicht nur Bilder von Kreta, sondern auch aus der Vergangenheit beschafft.

Hamiller schwieg. Er war sich dessen bewußt, daß er über die jüngsten Ereignisse im Rahmen der Ausgrabungen hätte sprechen müssen, doch er tat, als sei nichts Besonderes vorgefallen.

„Demeter“, sagte Tifflor sinnend. „Sie war eine griechische Göttin. Der Kult um Demeter galt als einer der mächtigsten in der Antike.“

Er blickte Hamiller forschend an.

„Könnte Harnos Botschaft etwas mit den Ausgrabungen auf Kreta zu tun haben?“ fragte er.

Hamiller spürte, wie es ihm kalt über den Rücken lief. Sein Magen verkrampfte sich. Er schüttelte den Kopf.

„Ich glaube nicht“, entgegnete er. „Czerk Matzlew hat ein paar Inschriften und Statuen gefunden, aus archäologischer Sicht Stücke von außerordentlicher Bedeutung. Von Demeter war jedoch nirgendwo die Rede.“

Die Lüge kam ihm glatt über die Lippen. Er wartete darauf, daß Tifflor fragen würde, welches Objekt er von Kreta aus zur Forschungsanstalt Durban hatte bringen lassen,

doch der Erste Terraner übergang diesen Transport. Hamiller schloß daraus, daß er ihm immer noch voll vertraute. Auch Homer G. Adams ließ nicht erkennen, ob er etwas bemerkt hatte. Bei ihm wagte Hamiller allerdings kein Urteil zu fällen.

„Sehen Sie eine Möglichkeit, Harno zu helfen?“ fragte Tifflor.

Payne Hamiller dachte einige Sekunden lang nach, bevor er antwortete.

40

„Nein“, sagte er dann. „Er muß sich aus sich selbst heraus regenerieren. Wir können nichts für ihn tun.“

Der Erste Terraner nickte. Er schien nichts anderes erwartet zu haben.

Tifflor besprach noch einige andere Dinge, die zwischen ihm und dem Ministerium Hamillers zu regeln waren, und die weder mit Harno noch mit Demeter etwas zu tun hatten. Dabei merkte Hamiller deutlicher als zuvor, daß Adams ihn beobachtete.

Hamiller wartete darauf, daß Adams sich direkt an ihn wenden und ihn befragen würde, doch das tat das Konzept nicht. Er verabschiedete den Terranischen Rat wie einen Freund, als alles besprochen war. Hamiller warf einen letzten Blick auf den wie tot daliegenden Harno und verließ den Raum.

Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, blickten sich Tifflor und Adams an.

„Irgend etwas stört Betty an Hamiller“, sagte der Mann mit den schütterten, blonden Haaren. „Sie kann es jedoch nicht genau bestimmen.“

„Ist etwas nicht in Ordnung mit ihm?“ fragte Tifflor.

„Es ist nur ein vager Verdacht“, entgegnete Adams und zuckte mit den Schultern. „Vielleicht ist irgend etwas nicht in Ordnung mit ihm. Betty kann es nicht genau erfassen.“

„Es ist in letzter Zeit allerlei passiert“, bemerkte Tifflor. „Das hat ihn sicherlich etwas mitgenommen.“

\*

Payne Hamiller kehrte in sein Büro im Gebäude des Terranischen Rats für Wissenschaften zurück und stürzte sich in die Arbeit, die auf ihn wartete. Er versuchte, so viel wie möglich zu erledigen, um den Berg abzubauen, der angelaufen war. Ihn zog es nach Durban zurück. Er wollte Boyt Margor nicht so lange mit Demeter allein lassen, denn er fühlte, daß der Mutant rücksichtslos vorgehen würde.

Hamiller wußte jedoch, daß er vorsichtig sein mußte. Er war sich darüber klar, daß er nicht sofort wieder aufbrechen konnte. Er mußte warten, bis sich ihm eine günstige Gelegenheit bot, das Büro zu verlassen.

\*

Jandra Kays-Perse wartete in ihrem Versteck ab, als die Wissenschaftler den Schrein mit dem Versorgungssystem ausluden und in die Halle der Forschungsanstalt brachten. Sie beobachtete alles aus ihrem Versteck heraus.

Als sie sicher war, daß sich niemand mehr im Transporter aufhielt, sah sie sich in der Maschine um. Sie hoffte, irgendwo eine Waffe zu finden. Doch sie wurde enttäuscht. Die Helfer Margors hatten nichts zurückgelassen, was sie als Waffe hätte einsetzen können.

Schließlich nahm sie einen Stahldorn, der als Werkzeug diente, um überhaupt etwas zu haben. Sie verließ den Gleiter durch ein Bodenschott, nachdem sie sich davon überzeugt hatte, daß sich niemand in der Nähe aufhielt.

Sie sah die Wachen, die rund um die Forschungsanstalt auf dem freien Gelände postiert worden waren. Sie saßen in Gleitern, die sie auf Erhöhungen in der Umgebung abgesetzt hatten. Von dort aus, so schien ihr, drohte keine Gefahr.

Das Mädchen schlenderte über einen offenen Platz, bereit sich als Wissenschaftlerin

auszugeben, falls ihr jemand begegnen sollte. Ungehindert kam sie bis an eine Tür, die in das Gebäude führte, in der sie Demeter wußte. Sie schob die Tür auf und kam in einen kleinen Vorraum, in dem einige Kisten abgestellt waren. Auch hier hielt sich niemand auf.

Durch Glasscheiben konnte sie in die Halle sehen. Die Wissenschaftler Margors standen auf dem Gerüst um Demeter herum. Jandra konnte nicht erkennen, was sie taten, doch

41

sie befürchtete, daß sie versuchen würden, den Schrein zu öffnen, obwohl ihnen die Technik des gesamten Systems nicht bekannt war.

Sie öffnete lautlos eine Glastür zur Halle, schlüpfte hindurch und eilte zu einer großen Kiste, hinter der sie sich verstecken konnte. Von hier aus versuchte sie, einen genaueren Überblick zu gewinnen.

Boyt Margor fiel ihr sofort auf.

Ihn hatte sie schon einmal gesehen. Der Teil ihrer Persönlichkeit, der Jandra Kays repräsentierte, erinnerte sich daran, daß sie ihm im Vorraum eines Büros begegnet war, in dem Payne Hamiller arbeitete. Zu dieser Zeit war der Wissenschaftler noch nicht Terrani-scher Rat gewesen.

Da sie die Zusammenhänge nicht kannte, glaubte sie, daß der seltsam bleiche Mann mit den türkisfarbenen Haaren für die terranische Regierung arbeitete. Aus dem Verhalten der anderen Wissenschaftler ihm gegenüber schloß sie, daß er ein bedeutender Mann war.

Es schien nur eine Möglichkeit zu geben, die Arbeiten am Schrein zu stoppen.

Sie mußte Margor töten.

Sie hatte keinerlei moralische Bedenken, das zu tun. Der Teil ihrer Persönlichkeit, der Jandra Kays war, spielte in dieser Hinsicht keine Rolle mehr. Er diente nur als Informationsspeicher und war ohne jeden Einfluß auf das, was sie tat.

Als sie den Wissenschaftlern um Margor etwa zehn Minuten lang zugesehen hatte, begriff sie plötzlich, was die Männer wollten. Sie suchten nach einem Weg, den Schrein zu öffnen! Anscheinend waren sie sich nicht darüber klar, daß sie Demeter dabei töten würden.

Fast hätte sie aufgeschrien vor Entsetzen.

Als sich ihr eine günstige Gelegenheit bot, eilte sie zu einer anderen Kiste weiter, die in einer besseren Position stand. Hier wartete sie ab, wobei sie sorgfältig beobachtete, was geschah, so daß sie sofort eingreifen konnte, wenn die Arbeiten in eine kritische Phase gerieten.

Perse wußte genau, was sie tun mußte, wenn sie Demeter wecken und den Schrein öffnen wollte. Dazu war nicht mehr als ein Handgriff nötig. Sie verfolgte die Arbeiten der Wissenschaftler daher mit einiger Verachtung, ohne zu berücksichtigen, daß die Männer gar nicht wissen konnten, welche Schaltungen vorzunehmen waren und wie die Schalter aussahen. In weiser Voraussicht waren diese so angelegt und geformt worden, daß ihre Bedeutung nur für Eingeweihte erkennbar war.

Einer der Wissenschaftler kam in die Nähe des Mädchens. Sie duckte sich und wartete ab. Sekunden später ging er an ihr vorbei. Sie packte blitzschnell zu und riß ihn zu sich hin. Der Mann wollte schreien, doch sie hielt ihm den Mund zu und tötete ihn, indem sie ihm das Genick brach.

Sie zog ihn weiter zur Seite und spähte vorsichtig um eine Ecke der Kiste, um sich davon zu überzeugen, daß niemand etwas bemerkt hatte. Es schien auch so, als sei

keiner der anderen aufmerksam geworden.

Jandra-Perse beugte sich über den Toten, um nachzuprüfen, ob er auch wirklich tot war. Als sie sich umdrehte, standen zwei Männer vor ihr. Sie hatten sich lautlos angeschlichen und stürzten sich nun auf sie.

Das Mädchen rollte sich zur Seite und stieß gleichzeitig mit einem Fuß nach einem der Männer, die völlig kampfunerfahren waren. Sie schleuderte sie zur Seite, schnellte sich hoch und rannte auf den Schrein der Demeter zu. Die Wissenschaftler auf dem Gerüst standen wie erstarrt vor Schreck.

„Sie hat Bannister getötet“, schrie einer der Männer hinter ihr.

Jandra-Perse raste die Treppe hoch, stieß die Wissenschaftler zur Seite und sprang auf den Schrein.

42

„Niemand wird Demeter erwecken“, rief sie mit funkelnden Augen. „Ich bestimme, wann der Schrein zu öffnen ist.“

Boyt Margor war der einzige, der ruhig blieb. Er stand am Rand des Gerüsts und war et-wa zwei Meter von dem Mädchen entfernt.

Er konzentrierte sich auf sie, weil er hoffte, sie zu einer willenlosen Sklavin machen zu können. Während sie noch auf die Wissenschaftler einredete, schoß er die in ihm angesammelte psionische Energie auf sie ab.

Jandra-Perse spürte den Energiestrom. Sie wandte sich ihm zu. Ihre Augen verengten sich.

„Was versuchst du da?“ fragte sie drohend. Sie beugte sich leicht nach vorn, streckte ihre Arme kampfbereit aus und öffnete die Hände, als wolle sie ihn anspringen.

Boyt Margor setzte ein freundliches Lächeln auf.

„Ich fürchte, wir mißverstehen uns gründlich“, sagte er und ging einen Schritt auf sie zu, als bestünde nicht die geringste Gefahr für ihn. „Wollen wir nicht in aller Ruhe miteinander reden?“

Sie richtete sich stolz auf und zeigte auf die Kiste, hinter der der Tote lag.

„Ich habe einen deiner Männer umgebracht“, erklärte sie. „Das sollte dir zeigen, daß ich es ernst meine. Demeter wird erst dann geweckt, wenn ich es will.“

„Und wann ist das soweit?“ fragte Margor nachsichtig lächelnd.

„Ich will ein Raumschiff mit vollständiger Besatzung“, erwiderte Jandra-Perse. „Das Schiff soll draußen vor dem Gebäude landen. Sie werden Demeter ins Schiff bringen, und dort werde ich sie wecken. Wir werden starten und die Erde verlassen. Für alle Zeiten.“

Boyt Margor schüttelte den Kopf.

„Bedaure“, sagte er. „Das kommt nicht in Frage. Demeter bleibt hier. Sie ist mein Geschöpf!“

Jandra-Perse lachte schrill. Sie zog den Stahldorn unter ihrer Bluse hervor und richtete ihn auf Boyt Margor.

„Wer bist du?“ fragte der Mutant.

Sie sagte es ihm. Seine Augen weiteten sich ungläubig. Er schüttelte den Kopf.

„Das ist nicht möglich“, erwiderte er. „Persephone ist tot.“

„Ich habe tief unter den Tempeln von Delphi geschlafen“, erklärte sie, ohne ihn aus den Augen zu lassen. „Als die Kuppel Demeters geöffnet wurde, erreichte mich ein Alarmzeichen und weckte mich auf. Ich übernahm diesen Körper, um handlungsfähig werden zu können.“

Boyt Margor glaubte ihr kein Wort. Er war überzeugt davon, einer Geisteskranken

gege-nüberzustehen. Da sie getötet hatte, zweifelte er nicht an ihrer Gefährlichkeit. Er beschloß, sie zu töten, wollte zuvor jedoch noch ein Experiment mit ihr machen, denn ganz mochte er die Möglichkeit nicht ausschließen, daß sie doch die Wahrheit gesagt hatte.

„Wenn du Persephone bist und über die Sicherheit deiner Mutter wachen sollst“, sagte er lauernd, „dann mußt du wissen, wie der Schrein geöffnet wird. Ich werde alle deine Forde-rungen erfüllen, wenn du Demeter erweckst.“

\*

Bran Howatzer veränderte den Kurs, als er den Gleiter entdeckt hatte, flog noch etwa drei Kilometer weiter über ödes Land und setzte den Gleiter dann in einer Talmulde auf, die von Busch und Wald umgeben war.

„Was jetzt?“ fragte er. „Wie kommen wir an den Wachen vorbei?“

43

„Mit Sturm“, erwiderte Dun Vapido, der Wettermacher. „Das ist die einzige Möglichkeit, die ich sehe. Ich werde einen Orkan über das Forschungsinstitut hinwegfegen lassen. Er wird die Wachen zwingen, mit ihren Gleitern irgendwo Schutz zu suchen.“

„Und wir?“ fragte das Relais. „Wie halten wir uns in dem Sturm?“

„Ich werde versuchen, eine windstille Zone für uns zu schaffen, in der wir uns vorarbeiten können. Vielleicht haben wir Glück.“

„Wäre es nicht besser, wenn wir mit dem Gleiter fliegen?“ fragte Eawy.

„Wir können uns besser verstecken, wenn wir zu Fuß gehen“, bemerkte Bran Howatzer. „Los. Auf geht's.“

Er stieß die Tür auf und stieg aus. Dun Vapido reichte ihm die Paralysatoren, die auf dem Rücksitz lagen, während das Relais scheinbar untätig auf ihrem Platz blieb. Sie blick-te ins Leere. Tatsächlich konzentrierte sie sich auf die Funksendungen, die sie empfangen konnte. Sie hoffte, wichtige Hinweise zu bekommen, doch sie wurde enttäuscht. Sie konn-te nur ein Videogespräch belauschen, das einige der Wachen miteinander führten. Doch dabei ging es nur um private Dinge. Eawy ter Gedan gab schließlich auf und stieg eben-falls aus.

Zusammen mit den beiden Männern eilte sie zu einer Anhöhe, von der aus sie das For-schungsinstitut sehen konnte. Es bestand aus drei ausgedehnten Hauptgebäuden und einer Reihe von bungalowartigen Häusern, die sich hufeisenförmig darum gruppierten. Die Öffnung dieses Hufeisens zeigte auf die drei Mutanten.

Deutlich hoben sich die roten Gleiter der Wachen von dem blaßgelben Buschwerk, dem vertrockneten Gras und dem Sand der steppenartigen Landschaft ab. Der Sommer hatte die Pflanzen ausgetrocknet.

Bran Howatzer zeigte zu einer Bodenrinne hinüber.

„Dort haben wir gute Deckungsmöglichkeiten“, sagte er. „Wir kommen ziemlich dicht an die Gleiter heran, ohne gesehen zu werden. Du kannst also noch etwas mit deinem Sturm warten.“

Dun Vapido nickte nur. Ihm war es recht, wenn er seine parapsychischen Kräfte nicht über eine allzu lange Zeit einsetzen mußte. Die drei Mutanten zogen sich etwa zwanzig Meter weit zurück, schlugen einen Bogen und drangen dann in der Bodenrinne vor. Der Weg war beschwerlich, weil lockerer Sand in die Rinne gerutscht war.

„Margor wird Demeter aufwecken“, sagte Eawy ter Gedan.

„Selbstverständlich“, entgegnete Vapido. „Deshalb hat er sie ja entführt.“

„Wenn es ihm gelingt, wird er eine Überraschung erleben.“

„Meinst du wirklich?“ fragte Howatzer.

„Bestimmt“, sagte sie. „Ich habe sie gesehen. Ebenso wie ihr. Ich spüre, daß sie ihm überlegen ist.“

„Das muß sich erst noch zeigen“, bemerkte Dun Vapido. „Erstens rechne ich nicht damit, daß es ihm gelingt, sie zu wecken. Zweitens hoffe ich, daß wir rechtzeitig dort sind, um seinem Leben ein Ende zu bereiten. Und drittens steht noch lange nicht fest, daß Demeter tatsächlich eine so überragende Persönlichkeit ist, wie du vermutest.“

„Bran hat herausgefunden, daß sie wahrscheinlich über 6000 Jahre lang die Geschicke der kretischen Völker und wahrscheinlich auch die einiger anderer Völker im Mittelmeer-raum bestimmt hat. Man stelle sich vor, welch ein Geist in einer so langen Zeit in einem Menschen reifen kann.“

Bran Howatzer spuckte einige Sandkörner aus, die ihm der Wind zwischen die Zähne getrieben hatte.

„Oder wie sehr ein Mensch in einer solchen Zeit verblöden kann, wenn er sich und seinen Geist nicht genügend fordert“, sagte er geringschätzig.

44

„Du hast Demeter gesehen“, entgegnete Eawy hitzig. „Sie sieht durchaus nicht verblödet aus. Ganz im Gegenteil.“

„Auf jeden Fall ist sie gefährlich“, sagte Dun Vapido. „Deshalb müssen wir verhindern, daß Margor sie weckt. Er darf nicht mit ihr zusammenarbeiten.“

Ein heftiger Windstoß fegte über sie hinweg und wirbelte Sand und vertrocknete Pflanzen auf. Bran Howatzer fluchte.

„Kannst du nicht Bescheid sagen, wenn es losgeht?“ fragte er ärgerlich und rieb sich den Sand aus den Augen.

„Also gut“, erwiderte der Wettermacher. „Es geht los.“

Der Sturm brach mit elementarer Wucht los. Plötzlich bezog sich der bis dahin klare Himmel mit dunklen Wolken. Orkanartige Böen jagten über das Land und rissen Staub und Sand mit sich. Bran Howatzer band sich ein Tuch vor Mund und Nase. Eawy zog sich den Kragen ihres Pullis über das Gesicht und ließ nur noch die Augen frei. Dun Vapido tat nichts, um sich zu schützen. Geduckt eilte er voran. Nur noch etwa hundert Meter trennten die drei Mutanten vom ersten Gleiter. Sie konnten ihn durch einige Büsche hindurch sehen, obwohl Staub- und Sandwolken die Sicht stark einschränkten.

Dun Vapido lenkte die Luftwirbel auf eine Sanddüne, die sich in ihrer Nähe erhob. Der Orkan riß den Sand hoch und ließ eine undurchdringlich erscheinende Wand zwischen den Mutanten und dem Gleiter entstehen.

Bran Howatzer rannte los. Der Sturm zerrte an seiner Kleidung. Er hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Den Gleiter konnte er nicht mehr sehen, doch er wußte, wo er war. Dennoch war er überrascht, als er urplötzlich vor ihm auftauchte.

Die Frontscheiben der Maschine waren mit Sand bedeckt, so daß er die Männer, die in dem Gleiter saßen, kaum sehen konnte. Er riß den Paralysator hoch und löste ihn aus. Die schemenhaften Gestalten hinter den Scheiben sackten in sich zusammen.

Howatzer warf sich auf den Boden und wartete, bis Dun Vapido und das Relais bei ihm waren.

„Wir sind durch“, brüllte er.

Ein krachender Donnerschlag übertönte seine weiteren Worte.

„Muß das sein?“ schrie er, als es wieder etwas ruhiger wurde.

„Gleich regnet es auch noch“, antwortete Dun Vapido grinsend. „Das Land hier braucht dringend Wasser.“

„Du bist wohl wahnsinnig?“ Bran Howatzer war außer sich. „Glaubst du, ich will auch

noch naß werden?“

Ein Blitz zuckte in ihrer Nähe herab. Sie spürten den Einschlag. Howatzer sah, daß Va-pido die Lippen bewegte, doch er verstand ihn nicht, weil erneuter Donner alle anderen Geräusche bedeutungslos werden ließ.

„Hoffentlich bringst du uns nicht damit um“, brüllte er, doch der Wettermacher hörte ihn nicht. Er sprang auf und rannte auf die Forschungsanstalt zu. Howatzer und das Mädchen schlossen sich ihm an.

8.

Payne Hamiller weilte mit seinen Gedanken in Durban, während er zu einer Konferenz eilte, die Julian Tifflor einberufen hatte. Fieberhaft suchte er nach einer Möglichkeit, Terra-nia zu verlassen und nach Südafrika zu fliegen. Er fand keine, da in letzter Zeit allzu viel unerledigt geblieben war und Wissenschaftler, Forschungsanstalten und Universitäten aus allen Teilen der Erde mit den verschiedensten Anliegen an ihn herantraten.

Immer wieder bemühte er sich, soviel Arbeit wie möglich zu delegieren, aber nicht alles konnte von anderen erledigt werden.

45

Die Lage Hamillers wurde noch dadurch erschwert, daß die Assistenten von Czerk Matz-lew Vermißtenanzeige erstattet hatten. Polizisten aus Kreta erschienen im Wissenschaftsministerium, um Hamiller zu verhören.

Der Wissenschaftler traf Julian Tifflor auf dem Weg zum Konferenzraum.

„Worum geht es denn?“ fragte er, nachdem er den Ersten Terraner begrüßt hatte.

„Wir haben mal wieder Besuch von der GAVÖK“, antwortete Tifflor, der Hamiller bewußt nicht vorher informiert hatte. „Ich konnte Ihnen keine Gelegenheit geben, sich auf die Ge-spräche vorzubereiten, weil ich selbst erst in letzter Minute erfahren habe, um was es geht. Sie brauchen sich auch nicht zu Wort zu melden. Mir kommt es in erster Linie darauf an, der GAVÖK das Gefühl zu geben, daß wir ihrem Besuch genügend Gewicht verlei-hen.“

„Ich verstehe“, sagte Hamiller. Er spürte, daß die Worte Tifflors ihn nur über etwas ande-res hinwegtäuschen sollten. Sie waren für ihn wie ein Alarmsignal.

„Die Mitglieder der GAVÖK sind zum Teil immer noch mißtrauisch“, fuhr Tifflor fort, wäh-rend sie in einen Antigravlift stiegen und sich nach oben tragen ließen. „Die BASIS beun-ruhigt sie. Sie wollen wissen, warum sie gebaut wurde und welche Aufgaben sie zu erfül-len hat.“

„Das Mißtrauen der GAVÖK wird sich vermutlich in absehbarer Zeit überhaupt nicht le-gen“, bemerkte Hamiller. „Man vertraut uns eben nicht.“

„Ich hoffe, daß sich das irgendwann ändern wird. Mutoghmann Scerp habe ich über-zeugt. Er glaubt mir. Ich habe ihm gesagt, daß die BASIS einer außergalaktischen Expedi-tion dient. Ich dachte, das wäre ausreichend gewesen.“

Sie verließen den Lift. Aus einer Tür in der Nähe kam Homer G. Adams hervor. Er trug eine Akte unter dem Arm. Lächelnd näherte er sich ihnen und begrüßte Hamiller. Dieser ließ sich durch das freundliche Gebaren nicht täuschen. Er spürte die forschenden Blicke des untersetzten Mannes, und er wußte plötzlich, daß Tifflor ihn einzig und allein zu dem Zweck zur Konferenz gerufen hatte, damit Adams ihn prüfen konnte. Für ihn bestand nicht der geringste Zweifel, daß das Konzept Betty Toufry, die PEW-Mutantin, in sich aufge-nommen hatte.

„Scerp reichte das aus“, fuhr Tifflor fort. „Die anderen Mitglieder der GAVÖK waren nicht zufrieden. Sie bestehen darauf, daß wir ihnen die BASIS zeigen. Sie wollen die



BASIS besichtigen, um sich davon zu überzeugen, daß wir die Wahrheit gesagt haben.“

„Geht das nicht schon ein wenig zu weit?“ fragte Hamiller.

Sie hatten die Tür zum Konferenzraum erreicht. Julian Tifflor blieb stehen. Er zuckte mit den Schultern.

„Warten wir ab“, sagte er. Danach wandte er sich Hamiller wieder zu. „Mir ist zu Ohren gekommen, daß die Polizei bei Ihnen war. Hat das etwas zu bedeuten?“

„Ein Wissenschaftler ist verschwunden“, antwortete Hamiller. „Der Archäologe Czerk Matzlew, der die Ausgrabungen auf Kreta geführt hat. Er hat unter anderem die Schriftta-feln gefunden, auf denen von PAN-THAU-RA die Rede war. Ich habe Ihnen davon berich-tet. Man hat seinen Gleiter gefunden. Er trieb führerlos über Afrika. Von Matzlew gibt es vorläufig keine Spur.“

Damit hatte er Tifflor erschöpfend Auskunft gegeben. Der Erste Terraner war zufrieden. Er wandte sich wieder der Konferenz mit den Delegierten der GAVÖK zu.

„Na, dann wollen wir mal“, sagte er und betrat den Konferenzraum. Homer G. Adams und Payne Hamiller folgten ihm. Der Terranische Rat für Wissenschaften stellte fest, daß nur noch wenige andere Kabinettsmitglieder außer ihm anwesend waren.

Das war eine weitere Bestätigung dafür, daß es Tifflor und Homer G. Adams darauf an-kam, ihn zu prüfen. Voller Unbehagen nahm Hamiller neben dem Konzept Platz.

46

Er verbrachte zwei ungemütliche Stunden, bis die Besprechung endlich abgeschlossen war. Danach verabschiedete er sich unter dem Vorwand, dringende Arbeiten erledigen zu müssen.

Julian Tifflor blickte ihm nachdenklich nach, als er den Raum verließ. Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, wandte er sich Homer G. Adams zu.

Adams-Toufry gab ihm durch eine hilflose Geste zu verstehen, daß auch jetzt noch nicht klar war, welches Geheimnis den Terranischen Rat für Wissenschaften umgab.

\*

Im Forschungsinstitut bei Durban dachte niemand an Payne Hamiller und daran, daß die Regierung der LFT mißtrauisch geworden sein könnte.

Boyt Margor stand vor dem Mädchen, das behauptete, Persephone, die Tochter Deme-ters zu sein, und versuchte, sie zur Mitarbeit zu bewegen. Er war beunruhigt, weil er fest-gestellt hatte, daß sie auf seine Bemühungen, sie geistig zu beeinflussen, nicht reagierte.

„Nun?“ fragte er. „Warum antwortest du nicht?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich werde den Schrein nicht öffnen“, erklärte sie. „Ich weiß, was zu tun ist, aber ich wer-de Demeter nicht wecken, bevor sie in einem startbereiten Raumschiff ist.“

Krachender Donner unterbrach sie. Erschrocken fuhr sie herum. Das Blut wich aus ihren Wangen. Ihre Augen weiteten sich. Für Sekunden schien sie völlig verwirrt zu sein. Sie sprang vom Schrein herunter, stieß die Männer zur Seite und stürzte die Treppe hinunter. In panikartiger Angst untersuchte sie die Versorgungsmaschinerie des Konservierungssys-tems.

„Keine Angst“, sagte Boyt Margor. „Wir haben nichts beschädigt. Das ist nichts weiter als ein Herbstgewitter. Ich habe mir sagen lassen, daß sie hier heftiger sind als anderswo.“

Das Mädchen beruhigte sich rasch.

Der Mutant stieg die Treppe langsam hinunter. Er hatte genau darauf geachtet, welche Teile des Versorgungssystems sie überprüft hatte. Er legte seine Hand auf ein U-

förmiges Rohr.

„Was geschieht, wenn ich dieses Rohr entferne?“ fragte er.

„Du würdest Demeter töten“, erwiderte sie. „Tu es nicht.“

„Ich werde es tun, wenn du nicht mit uns zusammenarbeitest“, erklärte er. „Es kommt mir nicht darauf an, Demeter zu töten. Wenn ich nicht mit ihr sprechen kann, ist es belanglos für mich, ob sie die Erde lebend oder tot verläßt.“

Das Mädchen blickte unsicher von einem der Männer zum anderen.

„Du wagst es nicht, Demeter zu töten“, sagte sie dann, aber ihr war anzuhören, daß sie sich ihrer Sache nicht wirklich sicher war.

Boyt Margor rüttelte an dem Rohr, wobei er allerdings so vorsichtig vorging, daß es sich nicht ablöste. Er wollte Demeter auf keinen Fall töten. Er wollte sie lebend, denn nur dann brachte sie ihm Vorteile.

Jandra-Perse ließ sich nicht unter Druck setzen. Verächtlich schürzte sie die Lippen.

„Mich täuschst du nicht“, sagte sie.

„Gibt es einen triftigen Grund dafür, daß Demeter die Erde verlassen will?“ fragte der Mutant.

„Sie war lange genug hier. Sie will zurück zu ihrer Heimatwelt.“

„Das wollte sie, als sie sich in den Schrein gelegt hat“, erwiderte Margor. „Doch inzwischen ist viel Zeit vergangen. Vielleicht sieht jetzt alles anders aus? Vielleicht gefällt ihr die Welt, in der wir heute leben, so gut, daß sie bleiben will? Kannst du ihr diese Entscheidung abnehmen?“

47

„Ich weiß, was ich weiß“, erklärte sie trotzig. „Beschafft das Raumschiff.“

„Das ist nicht so ohne weiteres möglich“, sagte Margor.

„Ich weiß, daß es möglich ist“, entgegnete sie zornig.

Boyt Margor blickte zu der Kiste hinüber, hinter der der Tote lag. Er fragte sich, ob es Sinn hatte, mit dem Mädchen zu verhandeln, wenn sie offenbar doch nicht bereit war, Demeter zu wecken und den Schrein zu öffnen.

„Also gut“, sagte der Mutant. „Ich werde für ein Raumschiff sorgen. Doch nur unter einer Bedingung. Ich will, daß du Demeter weckst. Hier und jetzt.“

Jandra-Perse schüttelte den Kopf.

Boyt Margor wandte sich entschlossen an seine Mitarbeiter.

„Wir brechen den Schrein auf“, sagte er. „Wir versuchen erst noch einmal, ihn mit Hilfe der eingebauten Technik zu öffnen, wenn das jedoch nicht innerhalb einer Stunde gelingt, setzen wir eine Sprengladung an.“

„Das wollen Sie nicht wirklich“, rief das Mädchen stammelnd.

„Bringt sie hinaus“, befahl Margor. „Wenn sie sich wehrt, denkt daran, daß sie Bannister umgebracht hat.“

Die Tochter Demeters erbleichte. Sie richtete sich hoch auf. Ihre Haltung ließ erkennen, daß sie kämpfen würde. Sie blickte Boyt Margor an, doch dieser beachtete sie nicht mehr.

Verängstigt und zutiefst bestürzt lief sie zu der Versorgungsmaschinerie. Boyt Margor beobachtete sie kalt lächelnd. Er hoffte noch immer, daß sie nachgeben würde.

Der Orkan erschütterte die Halle. Die Donnerschläge ließen das Mädchen immer wieder zusammenzucken und minderten ihre Konzentration. Die Überlegenheit Boyt Margors wurde von Sekunde zu Sekunde deutlicher.

Jandra-Perse spürte, daß sie sich in einer uferlosen Gefahr befand.

Boyt Margor ging zu ihr hin. Er war größer als sie. Lächelnd beugte er sich zu ihr

herab.

„Verstehst du?“ fragte er flüsternd. „Du hast die Wahl. Wecke Demeter auf - oder ich werde dich töten.“

Sie versuchte, etwas zu sagen, brachte jedoch kein Wort über die Lippen.

„Siehst du denn die Wahrheit nicht?“ fragte er. Sein Gesicht verzerrte sich zu einer zynischen Grimasse. „Wenn du stirbst, bleibt mir nichts anderes übrig, als den Schrein der Demeter gewaltsam zu öffnen. Die Wahrscheinlichkeit ist groß, daß Demeter dabei dann auch stirbt. Das weißt du genau. Willst du dich und deine Mutter opfern?“

Sie schüttelte entsetzt den Kopf und blickte hilflos von ihm zu Demeter und zurück.

„Du bist böse“, sagte sie keuchend. „Du bist abgrundtief böse. Selbst im Reich des Fins-teren bin ich niemandem begegnet, der schlechter wäre als du. Ich darf Demeter nicht wecken. Du würdest dir ihre Macht zunutze machen. Das darf nicht geschehen. Ich werde es nicht zulassen. Lieber sterbe ich, und lieber nehme ich den Tod Demeters in Kauf.“

Sie wich vor Margor zurück. Erregt zeigte sie auf seine Mitarbeiter.

„Glaubst du, ich sehe nicht, was mit ihnen los ist?“ rief sie. „Sie sind nichts als deine Sklaven. Sie sind Geschöpfe ohne eigenen Willen. Glaubst du, daß ich zulassen kann, daß Demeter so wird? Ich habe die Aufgabe, über sie zu wachen. Und das tue ich.“

Stolz warf sie den Kopf zurück.

„Ich bin ihre Tochter und ihre Wächterin. Ich trage die Verantwortung. Ich entscheide über ihr Schicksal“, sagte sie. „Und ich entscheide, daß sie die Demeter bleiben wird, die sie immer war. Sie ist die gottgleiche Demeter - oder tot.“

Das Mädchen stürzte sich auf die Maschinerie und versuchte, ein kastenförmiges Gebilde zu drehen. Boyt Margor riß sie zurück und schleuderte sie zu Boden. Jandra-Perse schnellte sich wieder hoch und griff ihn an. Ihre Handkanten trommelten mit unglaublicher Wucht gegen seine Brust und die Schultern. Boyt Margor brach schreiend zusammen. Die Schmerzen lähmten ihn.

48

Triumphierend beugte sich das Mädchen über ihn. Sie beachtete die Wissenschaftler nicht, die um sie herum standen und das Geschehen nahezu teilnahmslos beobachteten. Ihre Hände krallten sich um den Hals des Mutanten.

Sie wollte Boyt Margor töten.

In diesen Sekunden der höchsten Gefahr für ihn, schlug er mit voller parapsychischer Kraft zurück, um sich zu retten.

Er strahlte paramental alle in ihm gesammelte psionische Energie auf sie ab und leitete damit einen Schrumpfungsprozeß ihres gesamten Zellkern Haushalts ein.

Perse fuhr zurück. Ihr Gesicht verzerrte sich in namenloser Angst. Sie versuchte, dem tödlichen Angriff zu entkommen, wandte sich ab und machte zwei Schritte. Dann aber brach sie zusammen und blieb leblos auf dem Boden liegen.

Ihre Haut nahm ein pergamentartiges Aussehen an. Innerhalb von wenigen Sekunden schien das Mädchen um Jahrzehnte zu altern.

Boyt Margor richtete sich langsam auf. Sein Atem ging schnell und keuchend. Er blickte auf das tote Mädchen, als könne er nicht fassen, was geschehen war.

„Das wollte ich nicht“, sagte er leise. „Wie konnte das geschehen?“

Hilfesuchend wandte er sich an die Wissenschaftler, doch sie waren nicht in der Lage, ihn zu stützen oder ihm auch nur eine klare Antwort zu geben. Die von ihm ausgehenden psionischen Impulse, die er in diesen Sekunden nicht voll unter Kontrolle hatte, lähmten sie, die ohnehin nur willenlose Paratender des albinotischen Mutanten

waren.

Boyt Margor wurde sich des Abgrunds bewußt, an dem er stand. Er spürte, wie gefährlich der Weg war, den er eingeschlagen hatte. Plötzlich wurden seine Pläne fragwürdig. Der Tod des Mädchens hatte ihn zutiefst erschüttert, obwohl dies nicht der erste Mord war, den er begangen hatte. Ihn verunsicherte allein, daß er die Kontrolle über sich verloren hatte.

Bisher war er davon überzeugt gewesen, ein kühler und stets überlegt handelnder Mann zu sein. Er hatte in dem Bewußtsein gelebt, daß er alles, was auch immer geschah, dis-tanziert beobachtete und daß er alle Entscheidungen grundsätzlich frei von Emotionen traf.

Jetzt wurde ihm klar, daß er sich grundlegend getäuscht hatte. Ihm wurde bewußt, daß es auch für ihn Situationen gab, in denen er wie ein Mensch handelte und nicht wie ein übermenschliches Wesen, für das er sich hielt.

Boyt Margor nahm das Toben des Orkans und die krachenden Donnerschläge des Gewitters nicht wahr. Es schien, als lebte er für Sekunden in einer anderen, unwirklichen Welt.

Dann aber wandte er sich dem Schrein der Demeter zu. Er ballte die Hände zu Fäusten und schlug sie wuchtig gegen die Stahlstreben der Treppe. Der Schmerz ließ ihn aufstöhnen, klärte aber auch seine Sinne.

Er fuhr herum und schrie die Wissenschaftler an. „Weiter! Öffnet den Schrein. Was steht ihr herum? Arbeitet. Ich befehle es euch. Ich will, daß der Schrein geöffnet wird.“

Er stürzte sich förmlich auf das tote Mädchen, packte es bei den Armen und schleifte es über den Boden bis hin zu den Kisten. Hier ließ er sie zwischen zwei Kisten liegen.

Die Wissenschaftler hantierten an der Maschinerie des Schreins herum. Sie diskutierten miteinander, doch sie kamen zu keiner Erkenntnis. Sie wußten nicht, wie sie den Schrein öffnen sollten, da die transparenten Scheiben offenbar miteinander verschweißt waren und nirgendwo ein Hinweis zu finden war, wie Demeter aus der komplizierten Maschinerie befreit werden konnte.

Boyt Margor beobachtete sie.

Er versuchte, sich wieder völlig unter Kontrolle zu bringen. Bewußt hielt er sich zurück und mischte sich in nichts ein, weil er spürte, daß er noch nicht da war, wo er sein wollte.

49

Nach einigen Minuten hielt er es nicht mehr aus. Er fuhr herum und stürmte zu einer Tür, durch die er ins Freie gelangte. Der Orkan warf ihn fast um. Der Regen peitschte ihm ins Gesicht. Er spürte jeden einzelnen Tropfen wie einen Nadelstich.

Die kalte Luft tat ihm gut.

Margor straffte sich. Er stellte sich mit dem Rücken in den Wind und atmete einige Male tief durch.

Ein spöttisch herablassendes Lächeln glitt über sein Gesicht. Er kehrte in die Halle zurück und schloß die Tür hinter sich.

Na und? sagte er zu sich. So etwas wirft dich doch nicht aus der Bahn.

Er ging zu den Wissenschaftlern, die ratlos an der Maschinerie des Schreins herumhantierten, ohne wirklich etwas zu tun. Sie wagten nicht, irgend etwas zu verändern, weil sie fürchteten, damit Demeter zu töten.

Boyt Margor sah ihnen an, daß sie nicht wußten, was sie tun sollten. Die Überlebensmaschine der Demeter war ihnen allzu fremd.

„Zur Seite“, befahl er und griff nach einer Eisenstange, die zwischen den Kisten auf

dem Boden lag. „Ich weiß jetzt, was wir tun werden.“

„Sie dürfen den Schrein nicht zerschlagen“, wandte einer der Wissenschaftler ängstlich ein. „Damit könnten Sie eine Explosion auslösen.“

Margor schüttelte trotzig den Kopf.

„Wir halten uns nicht lange auf“, entgegnete er. „Wir haben lange genug nach einer eleganten Lösung gesucht. Ich glaube nicht mehr daran, daß wir sie finden.“

Er stieg die Treppe hoch und schob die Wissenschaftler zur Seite. Seine Blicke richteten sich auf Demeter, die friedlich schlafend im Schrein lag. Er überlegte, wo er den transparenten Behälter zerschlagen sollte. Er wollte Demeter auf keinen Fall verletzen, war aber auch davon überzeugt, daß er sie so schnell wie möglich aus dem Schrein herausholen mußte, wenn er diesen erst einmal aufgebrochen hatte.

„Tun Sie es nicht“, sagte der Wissenschaftler, der neben ihm stand.

Boyt Margor stieß ihn zur Seite, hob die Eisenstange über den Kopf und schlug wuchtig zu.

\*

Dichter Regen prasselte auf sie herab.

„Muß denn das wirklich sein?“ fragte Eawy ter Gedan keuchend. „Der Orkan hätte doch vollauf ausgereicht.“

Dun Vapido antwortete nicht. Er rannte zwischen zwei Sanddünen hindurch und war im dichten Regen kaum noch zu sehen.

„Ich glaube, er liebt den Regen“, brüllte Bran Howatzer ihr zu. Blitze zuckten aus den schwarzen Wolken herab und erhellten das Gelände vor ihnen. Sie waren nur noch etwa hundert Meter von den Hallen der Forschungsanstalt entfernt. „Und es scheint ihm Spaß zu machen, wenn wir naß wie die Pudel werden.“

Er hob drohend seinen Paralysator.

„Aber das zahle ich ihm noch heim“, erklärte er. „Darauf kannst du dich verlassen.“

Sie strich sich das nasse Haar aus dem Gesicht.

„Ich gieße ihm einen Eimer Wasser über den Kopf, wenn er überhaupt nicht damit rechnet“, entgegnete sie.

„Weiter“, rief er. „Wir müssen bei ihm bleiben.“

Sie rannten hinter Dun Vapido her. Schlamm und Wasser spritzten unter ihren Füßen auf. Der PSI-Analytiker hatte einen Zaun erreicht, der das Forschungsinstitut umgab. Er

50

riß ihn mit bloßen Händen von den Pfählen herunter, bis ein genügend großes Loch entstanden war, so daß er hindurchkriechen konnte.

„Da drüben ist Margor“, schrie Eawy ter Gedan. Sie zeigte zu einer der Hallen hinüber. Blitze zuckten herab. Für einige Sekunden konnten sie die hochgewachsene Gestalt des Mutanten sehen. Sein türkisfarbenes Haar schimmerte wie Metall.

„Jetzt erwischen wir ihn“, rief Bran Howatzer. „Los. Weiter.“

Er kroch durch das Loch im Zaun und half auch dem Mädchen durch. Dann stürmten sie auf die Halle zu.

Als sie sich ihr bis auf etwa zwanzig Schritte genähert hatte, leuchtete in ihr ein grünes Licht auf. Es schien durch die Wände nach außen zu dringen und das Unwetter zurückzu-schleudern. Schlagartig legte sich der Orkan. Von einer Sekunde zur anderen hörte es auf zu regnen.

Krachend flogen einige Türen aus ihren Angeln. Das grüne Licht schoß wie eine Flutwelle durch die Öffnungen nach draußen und schien das Wasser zu verändern, in dem die drei Mutanten bis zu den Knöcheln standen.

Eawy ter Gedan schrie gellend auf. Sie wich taumelnd zurück und stürzte zu Boden. Bran Howatzer sank auf die Knie. Sein Gesicht verzerrte sich vor Schmerz. Dun Vapido blieb dagegen hochaufgerichtet stehen, wo er war. Die Arme fielen ihm wie leblos herab, und der Paralysator entglitt seinen schlaffen Händen.

Impulswellen psionischer Energie rasten über die drei Mutanten hinweg und belasteten sie bis an die äußerste Grenze des Erträglichen.

In einer der Türen erschien Boyt Margor.

Er trug eine schlanke Gestalt in den Armen. Eawy ter Gedan sah das silberne Haar der Demeter, das im grünlichen Licht wie ein Flammenkranz wirkte.

Die Mutantin wollte nach ihrer Waffe greifen, die nur wenige Zentimeter neben ihrer Hand im Schlamm lag. Sie konnte die Finger nicht bewegen.

Boyt Margor ging auf sie zu. Grünes Licht umwaberte ihn. Er hielt die Augen geschlossen.

Eawy ter Gedan sah, wie das Wasser unter seinen Füßen aufspritzte, doch sie vernahm keinen Laut.

Mit aller Kraft versuchte sie, die Waffe aufzunehmen, als er kaum einen Meter von ihr entfernt an ihr vorbeiging. Es gelang ihr nicht.

Boyt Margor verschwand mit Demeter auf den Armen irgendwo hinter ihr im Gelände.

Eine endlose Zeit schien zu verstreichen, bis das Relais sich wieder bewegen konnte.

Sie richtete sich auf und stellte fest, daß auch Dun Vapido und Bran Howatzer sich im gleichen Moment von dem Schock erholten.

„Die Halle brennt“, sagte der PSI-Analytiker.

„Es müssen noch die Männer Margors drin sein“, bemerkte Bran Howatzer. Er hatte Mühe, diese Worte zu formulieren. „Wir müssen sie herausholen.“

Er eilte auf die Halle zu. Dun Vapido und das Mädchen folgten ihm. Sie schienen Margor vergessen zu haben. Nur von dem Gedanken beseelt, den Wissenschaftlern zu helfen, eilten sie zur Halle, in der die Flammen rasch um sich griffen.

Bran Howatzer erreichte sie zuerst. Er eilte hinein, obwohl ihm eine glühende Hitze entgegen schlug. Er sah die Helfer Margors auf dem Boden liegen.

„Sie sind alle tot“, sagte Eawy ter Gedan. „Der Schock hat sie umgebracht.“

Sie kniete neben einem der Männer nieder. Seine gebrochenen Augen waren weit geöffnet.

Dun Vapido zog das Mädchen hoch. Er führte sie aus der Halle. Bevor sie sie ganz verließ, sah sie noch, daß das Feuer von dem Schrein ausging. Aus ihm schossen immer wieder Stichflammen empor.

51

„Es ist zu spät“, sagte Bran Howatzer niedergeschlagen, als sie sich genügend weit von der Halle entfernt hatten. „Er ist uns wieder entkommen.“

ENDE

52